



Neujahrs-Blatt

der

Stadtbibliothek Winterthur

auf das Jahr

1892.

Aus dem Briefwechsel

zwischen

Ulrich Hegner und Joh. Georg Müller.

I. Theil: 1791—1801.

[Hrsg. von Charles Biedermann]

229^{tes} Stück.

Winterthur.

Buchdruckerei Geschwister Ziegler.

1891.



HT 8847947

Stadtbibliothek Winterthur

1882

Mus. des. Geschichts.

Ungl. Dornier und Joh. Georg Müller

A. Dornier 1882

Vom 27. April

Winterthur
1882



Aus dem Nachlaß Ulrich Hegners sind schon zu verschiedenen Malen Bruchstücke seines Briefwechsels mit einigen seiner Zeitgenossen veröffentlicht worden. Zuerst behandelte Gerold Meyer von Knonau im Zürcher Taschenbuch auf 1879 die Korrespondenz zwischen Ulrich Hegner und Ludwig Meyer von Knonau, dem Verfasser des „Handbuchs der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“. Ihm folgte F. D. Pestalozzi, der in den Jahren 1889 und 1890 in dem genannten Taschenbuch eine große Anzahl von Bruchstücken aus der Korrespondenz Ulrich Hegners mit David Heß herausgegeben hat. Die vorliegende Publikation soll nun einen Auszug bringen aus dem letzten größern Briefwechsel Hegners, dem mit Joh. Georg Müller von Schaffhausen, dem Bruder des Historikers Joh. von Müller.

Joh. Georg Müller, der intime Freund Herders und Lavaters, hatte zu der Zeit, da er mit Hegner bekannt wurde, noch einen sehr bescheidenen Wirkungskreis. Im Jahre 1782 war der junge Theologe, nachdem er seine Studienzeit in Deutschland mit einem sechsmonatlichen Aufenthalt in dem Herder'schen Hause in Weimar abgeschlossen hatte, in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Es war für ihn keine große Enttäuschung, daß er nicht sogleich eine passende Anstellung fand, denn er konnte sich nun ganz nach seinen Wünschen längere Zeit ausschließlich den Wissenschaften widmen. Erst im Jahre 1788 erhielt der nunmehr neunundzwanzigjährige junge Mann die erste öffentliche Stelle; er wurde „Katechet der Weisaffen“, welches Amt ihn dazu verpflichtete, die Kinder der in Schaffhausen ansässigen Tagelöhner und Weingärtner im Katechismus zu unterrichten. Außerdem bereitete er einige talentvolle Jünglinge zur Universität vor, bestieg dann und wann als Prediger die Kanzel und arbeitete an seinen schriftstellerischen Erstlingsprodukten, den Uebersetzungen von Mentelle's Vergleichender Erdbeschreibung und Dalrymple's Geschichte von Großbritannien und Irland seit Karl II. Endlich erhielt Georg Müller, der mit einer immer lebendigen Liebe zur Jugend ein außergewöhnliches Lehrtalent verband, im Jahre 1794 eine Stelle als Professor am Collegium humanitatis in seiner Vaterstadt.

Schon einige Jahre vor dieser Wendung seines Lebenslaufs war Müller durch einen jungen katholischen Geistlichen, den Hegner nach Schaffhausen begleitete, mit diesem letztern bekannt geworden.

Ulrich Hegner war damals noch Landschreiber der Grafschaft Kyburg und führte gleich seinem neuen Freunde ein stilles zurückgezogenes Leben. Während jedoch Müller sich verhältnißmäßig früh zu schriftstellerischer Thätigkeit berufen fühlte und schon im Jahre 1789 mit seiner ersten selbstständigen Schrift, den „Philosophischen Aufsätzen“ hervorgetreten war, sollten noch manche Jahre vergehen, bis der gleichaltrige Hegner sich seines schriftstellerischen Talentes wirklich bewußt wurde; er hatte sein vierzigstes Lebensjahr und die Wende des achtzehnten Jahrhunderts schon überschritten, als er, eine in sich abgeschlossene Individualität, vor die Welt trat.

Schon die erste Begegnung zwischen Müller und Hegner ließ jeden im andern eine vielfach verwandte Natur erkennen und bildete so die Grundlage einer brüderlichen Freundschaft, die zu einem regelmäßigen, traulichen Verkehr der beiden Männer sowie ihrer Frauen und zu einem durch beinahe dreißig Jahre fortgesetzten Briefwechsel führte, der manchen Beitrag zur Vervollständigung des Charakterbildes der beiden Schriftsteller enthält.

Wenn man die reichhaltige Korrespondenz zwischen Hegner und Müller mit dem Briefwechsel Hegners mit Ludwig Meyer von Knonau — nach dem Auszug im Zürcher Taschenbuch auf 1879 — oder mit David Heß vergleicht, so wird man gewahr, daß es das religiöse Element ist, welches dem Verhältniß zwischen Hegner und Müller seine eigenthümliche Färbung verleiht. Auf dem Gebiet der Religion lagen denn auch ihre wichtigsten und unveränderlichsten Berührungspunkte. Beide waren aus religiösen Familien hervorgegangen, für beide blieb der christliche Glaube der Mittelpunkt ihrer Weltanschauung; aber während der enthusiastische, glaubensfreudige Müller, nach überwundenem Schwanken, durchaus auf dem Boden einer supranaturalistischen Auffassung der Bibel verharrte, ergieng sich der kühlere Hegner mit einer gewissen grüblerischen Lust in den Regionen des Zweifels, um schließlich, ohne in Glaubenssachen Konsequenz für sich zu beanspruchen, „Christum wieder im alltäglichen Leben zu finden, nachdem er ihn in philosophischen Speculationen verloren“.

In charakteristischer Weise tritt die Ähnlichkeit ihrer religiösen Natur in ihrem Verhältniß zu ihrem gemeinsamen Freunde Lavater hervor. Beide bewunderten das große Talent und die feurige Glaubensinnigkeit dieses Mannes und fühlten sich von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit immer wieder angezogen; sie waren aber beide, als klarsehende Beobachter, darüber einig, daß Lavater sich mit seinem leidenschaftlich-überspannten Verlangen nach alttestamentlichen Wundern in einem verhängnißvollen Irrthum verliere. In dem vorliegenden Briefwechsel wird öfters jene mysteriöse Wundergeschichte erwähnt, die sich in Kopenhagen in den Kreisen des Prinzen Karl von Hessen abspielte und die Lavater mit den ausschweifendsten Hoffnungen auf die endliche Erfüllung seiner schwärmerischen Wünsche aufnahm. Müller und Hegner haben den Verkehr Lavaters mit jenen nordischen „Schern“, die sich besonderer Offenbarungen Christi rühmten, mit großer Aufmerksamkeit verfolgt; Hegners Nachlaß enthält unter anderm mehrere darauf bezügliche Dokumente und Auszüge. Selbst in seiner unmittelbaren Umgebung glaubte Lavater von Zeit zu Zeit immer wieder göttliche Orakel gefunden zu haben, für die er auch seinen beiden Freunden Interesse einzulösen suchte. In einem dieser Fälle hatte es der wunderstüchtige Schwärmer dem ruhigen Blick und der treuen Warnung Ulrich Hegners zu danken, daß er sich vor der Welt nicht allzusehr bloßstellte. Uebrigens leugnete weder Hegner noch Müller die Möglichkeit des Verkehrs mit einer Geisterwelt, ohne daß sie sich jedoch in Theorien darüber verloren hätten.

Während Müller und Hegner in den Fragen, welche das religiöse Leben betrafen, in der Hauptsache mit einander überein stimmten, so giengen sie dagegen in ihrem Urtheil über die große philosophische Bewegung ihrer Zeit schon etwas weiter auseinander. Georg Müller verkannte zwar, wie aus seinen Briefen über das Studium der Wissenschaften erhellt, den Werth philosophischer Studien durchaus nicht; aber er war keine spekulative Natur und es findet sich denn auch in seinen Werken mancher unwillige Seitenhieb auf die damalige Philosophie, besonders auf die Nachfolger Kants, so daß Hegner, der in jenem Manne den großen Denker verehrte, Müller gegenüber als der Vertheidiger der zeitgenössischen Philosophie aufzutreten sich veranlaßt fühlte und seinen Freund warnte, das „alte schwere Geschütz nicht so geradezu auf die spitzen Bajonette des Jahrhunderts zu richten.“

Mehr Berührungspunkte verbanden sie dagegen auf dem Gebiet der Litteratur. Beide waren aufgewachsen in der Verehrung der alten Klassiker, zu denen sie auch in spätern Jahren immer wieder gerne zurückkehrten. Für beide war die Bibel eine Quelle unerforschlichen Genusses. In der modernen Litteratur war es der Dichter-

genius Shakespeare's, der sie beide gleichermaßen mit Bewunderung erfüllte. Den zeitgenössischen großen Dichtern der deutschen klassischen Periode dagegen standen sie mit getheilten Gefühlen gegenüber. Sie waren beide große Bewunderer Herders, ohne jedoch für seine litterarischen Mängel blind zu sein. Hegner erhielt durch Müller, der in regem Verkehr mit Herder stand, nicht nur von Zeit zu Zeit einen Einblick in die Briefe dieses Letztern, sondern auch in die Korrespondenz Hamanns, die er sehr hoch schätzte.

Im Ganzen finden sich in den Briefen beider Freunde weit mehr litterarische Urtheile Hegners als Müllers; vielleicht hat die gelehrte litterarische Thätigkeit des Schaffhauser Theologen nach und nach die Beschäftigung mit der schönen Litteratur seiner Zeit in den Hintergrund gedrängt. Seinem Bruder gesteht er einmal, er fühle, wie der Sinn für Poesie bei ihm mit den Jahren immer mehr abnehme. Wenn somit der vorliegende Briefwechsel für die Kenntniß von Müllers litterarischem Geschmac nur sehr wenige Anhaltspunkte bietet, so wird man sich andererseits hüten müssen, nach den gelegentlichen Bemerkungen, die Hegner in seinen Briefen über einzelne Dichter der klassischen Zeit macht, sein ästhetisches Urtheil bestimmen zu wollen. Man müßte die herben Urtheile über Klopstock und Schiller mit den zerstreuten, mehr oder weniger eingehenden Bemerkungen über seine Lektüre zusammenhalten, wie er sie seinen reichhaltigen Tagebüchern anvertraut hat, um ein ungefähres Bild seines Gesamturtheils über die genannten Dichter zu gewinnen. Dasselbe gilt von Hegners Verhältniß zu Goethe, den er zwar als Dichter sehr hoch stellte, dessen sittliche Individualität jedoch weder er noch Georg Müller unbefangen anzuerkennen vermochten.

Eine besonders stark ausgesprochene Abneigung erweckten in Hegner die späteren Bemühungen des Homer-Uebersetzers J. H. Voß um die deutsche Metrik und die deutsche Sprache überhaupt. Er vertritt in seinen Briefen die Ansicht, daß eine Sprache niemals durch die Bemühungen der Gelehrten gefördert werden könne, sondern daß sie vielmehr, wie schon Horaz behauptete, als die Blüthe der Umgangssprache, der gebildeten Gesellschaft selbst ihre Ausbildung und ihren Charakter verdanke.

Ebenso entschieden sprach er sich aus gegen die Hinwendung zur Antike, wie sie in dem späteren Schaffen Goethe's und Schiller's zu Tage trat. Er hielt dieses „Antikisiren und Genialisiren“ für einen verhängnißvollen Ausfluß der Nachahmungssucht der Deutschen, die Kraft und Originalität genug besäßen, um ihre eigenen Wege zu gehen. Auch in seinen Schriften wendet er sich öfter gegen diese Richtung in Kunst und Litteratur.

Dagegen sympathisierte Hegner mit der Dialektpoesie, wie sie durch J. P. Hebel in seinen allemannischen Gedichten vertreten wurde, wobei er sich aber zugleich gegen die Schaar der Nachahmer Hebels wandte. Gerade weil er in aller Bescheidenheit seiner Unabhängigkeit als Schriftsteller sich bewußt war, so blieb er auch immer ein abgesagter Feind jeder Moderichtung und verspottete z. B. in seinen Briefen und Schriften immer wieder die zur Mode gewordene Sehnsucht der Deutschen nach Italien und die vielen schöngefärbten italienischen Reisebeschreibungen, die von den Schattenseiten jenes Landes nichts wissen wollten.

Außer den oben genannten Dichtern werden in dem Hegner-Müller'schen Briefwechsel noch eine Reihe von andern Schriftstellern erwähnt und oft auch kurz charakterisirt; von den Deutschen z. B. Wieland, Lessing, Joh. von Müller, Lenz, Hippel, Bodmer, Moriz, Jung Stilling, Geßner, Jean Paul; von den französischen Rousseau, La Rochefoucauld, Chamfort, Brantôme, Rabelais, Saint-Simon; von den englischen Goldsmith.

Neben dieser Liebe zur Litteratur bildete auch die gemeinsame Liebe zur Tonkunst ein Band zwischen den beiden Männern; Müller fühlte sich besonders zur kirchlichen Musik hingezogen und Hegner, der selber ein gewandter Flötenspieler war, blieb dem älteren einfacheren Musikstyl so zugethan, daß er sich in die neuen Tonschöpfungen eines Haydn nicht finden konnte. Das Volksliederartige übte auf ihn in der Musik wie in der Poesie eine besondere Anziehungskraft aus.

Eigenthümlich ist die Stellung, die Ulrich Hegner und Georg Müller zu den reformatorischen Bestrebungen Pestalozzi's auf dem Gebiet der Pädagogik einnahmen. Hegner hat, wie man weiß, schon in der „Molkentur“ die neue Erziehungsmethode in ironischer Beleuchtung dargestellt; wir erfahren nun aus einem Brief an Müller, daß jenes Gespräch zwischen „einer gelehrten für das Wohl der Menschheit arbeitenden Dame und dem Schulmeister in Gaiß“ auf eine pädagogische Schrift von Zeller zurückgeht und in einem andern Brief hören wir von Hegners Befürchtungen wegen der Anarchie und der Schismen, die auf dem Gebiete der Pädagogik ausbrechen könnten. Ganz ähnlich urtheilte der Schaffhauser Schulherr, der überhaupt Pestalozzi für einen gefährlichen Mann hielt und bitter klagte „man erfülle Lehrer und Schüler mit elendem Dünkel und vernachlässige die moralische Bildung der letztern immer mehr.“ Vielleicht ist auch der Umstand, daß Pestalozzi während der schweizerischen Staatsumwälzung als revolutionärer Wortführer eine leidenschaftliche Thätigkeit entwickelte, von ungünstigem Einfluß auf das Urtheil Hegners und Müllers über den Pädagogen gewesen.

Die Stellung Hegners und Müllers zum politischen Leben ihrer Zeit, sowie ihre Thätigkeit im Dienst ihrer engern Heimat kann hier nur mit wenigen Worten berührt werden. Müller hatte den Tendenzen der französischen Revolution eine entschiedene Sympathie entgegengebracht, die aber nach der Hinrichtung Ludwigs XVI in ihr Gegentheil umschlug. Bei der immer weitern Ausdehnung der Wirkungen der französischen Revolution kam Müller nach und nach zu der Ueberzeugung, daß auch der Schweiz tiefgreifende Veränderungen bevorstünden. Als der Sturm im Jahre 1798 ausbrach, berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger aus seinem stillen Privatleben plötzlich auf die Bühne öffentlicher Thätigkeit und der beschauliche, etwas ängstliche Gelehrte verwandelte sich in kurzer Zeit in einen gewandten, unermüdlchen politischen Arbeiter, der dazu berufen war, in verschiedenen Stellungen dem Gemeinwesen seiner Heimat in jener stürmischen Zeit große Dienste zu leisten.

Ähnlich war es auch Hegner gegangen, der als Mitglied des Kantonsgerichtes, dem er von 1798 bis 1801 angehörte, eine seinen Neigungen noch am meisten entsprechende öffentliche Thätigkeit gefunden hatte. Er stand jedoch der schweizerischen Staatsumwälzung kühler gegenüber als Müller; er sah zu deutlich die Schwächen der Anhänger sowohl wie auch der Gegner der Revolution, als daß er sich einer der herrschenden Parteien hätte anschließen können. Ein Freund des politischen Fortschritts, war er doch andererseits ein Feind jeder gewaltsamen Entwicklung. Sein Standpunkt ist der betrachtender Resignation; am charakteristischsten hat er dies vielleicht Müller gegenüber ausgesprochen, dem er einmal schreibt: „— — wenn ich betrachte und deutlich erkenne, daß im Rathe des Himmels eine politische Veränderung der Welt, die ich nicht hindern kann, beschlossen ist, so hülle ich mich in den Glauben an einen Vater im Himmel und an manche seiner Versprechungen, und — bin fröhlich in der Trübsal.“ — Während in jener schweren Uebergangszeit die Meisten sich leidenschaftlich der einen oder andern Partei in die Arme warfen, sammelten sich die stillen Wahrnehmungen Hegners im Brennpunkt seines künstlerischen Schaffenstriebes und gestalteten sich in „Salz's Revolutionstagen“ zu einem lebendigen Denkmal jener Zeit. In diesem Werke hat Hegner denn auch, wie aus seinen Briefen an Müller hervorgeht, in den Worten des Basler Geistlichen seine eigene Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1798 dargelegt. Zu einer eingehenderen Darstellung der politischen Anschauungen Hegners müßte das reichhaltige Material, das in der Sammlung seiner Briefe, in seinen Tagebüchern und in seiner Autobiographie enthalten ist, herangezogen werden.

Der briefliche Verkehr zwischen Hegner und Müller gewährt uns aber nicht nur einen Einblick in die allgemeinen Fragen, die sie beide bewegen, sondern er gestattet uns auch sie in ihren persönlichen Verhältnissen zu beobachten. Sie theilen einander ihre Arbeiten mit, wobei jeder auf die Kritik des andern einen besondern Werth legt. Hegner macht eine Reihe von bezeichnenden Bemerkungen über die Art und Weise seines Schaffens. Noch im Jahre 1795 spricht er sich den Titel eines Dichters ab, „wenn er schon allenfalls passable Verse mit

großer Müß hervormarten könne“. Er kann mit Glätten und Feilen kein Ende finden. Aber nicht nur die gebundene Rede sondern auch die Prosa wird ihm schwer. Die Erfindung in „Saly's Revolutionstagen“ ergötzt ihn, Styl und Sprache jedoch machen ihm Mühe. Er schreibt hauptsächlich um seiner eigenen Bildung willen, denn er fühlt, daß dies die beste, ja für ihn einzige Art zu denken und zu studieren sei. Er bekennt, daß man erst durch Schreiben lerne was sich schreiben lasse. Unermüßlich strebt er nach Vollendung seiner Sprache, ja er fragt sogar Müller um Rath in grammatikalischen Dingen. Uebrigens war er sich seines guten Styls bewußt; und er vermüßte das feinere Sprachgefühl, wie aus seinen Tagebüchern hervorgeht, gerade an einem Hauptwerke seines Freundes. Er nennt sich einen elenden Redner und versichert, daß er sich nur mit der Feder in der Hand aber keineswegs mit der Zunge auszudrücken vermöge. Die Klage über sein schlechtes Gedächtniß kehrt überall wieder, man begegnet ihr selbst in seinen gedruckten Werken. Hegner gesteht in seinem Tagebuch, daß er wegen dieser Schwäche nie etwas in seinem Kopfe ausarbeiten könne. Zu seinem Trost findet er, daß Schriftsteller wie Montaigne, Hamann u. a. an derselben Schwäche litten, und um mit sich selbst darüber ins Reine zu kommen, fängt er einmal an eine Abhandlung über das Gedächtniß auszuarbeiten. Hegner empfand deutlich, daß er im Gegensatz zu seinem gelehrten und gedächtnißstarken Freund Müller, durchaus kein Talent zur eigentlichen Gelehrsamkeit habe; Müller dagegen fühlte Hegner gegenüber, daß ihm dieser in der Urtheilskraft mit Bezug auf die bildenden Künste und durch sein Talent feinsinniger psychologischer Beobachtung weit überlegen sei. Erst durch Hegners Einfluß wurde Müller nach und nach, wenn auch kein Kenner, so doch ein eifriger Liebhaber von Gemälden und Kupferstichen, was später zu häufigen Sendungen von Kunstblättern und dergleichen zwischen den beiden Freunden Veranlassung gab. Auf der andern Seite wandte Hegner, durch Müller und Lavater dazu angeregt, sein Interesse einer Reihe von Werken mystischen Inhalts zu und beschäftigte sich viel mit Binzendorf, Helmont, Jung Stilling und ähnlichen Schriftstellern, ohne daß dadurch seiner ausgedehnten Lektüre nach andern Seiten Abbruch geschah. Von besonderer Bedeutung für Hegner aber war es, daß Müller ihm mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit den Einblick in die Korrespondenz eines Herder, Hamann, Johannes von Müller und anderer gewährte. Hegner gesteht einmal, daß Briefsammlungen viel zu seiner ästhetischen Bildung beigetragen hätten und im hohen Alter noch blieben vertraute Briefe, die nicht für den Druck geschrieben waren, seine „liebste Lesung“. Aus seinen eigenen Briefen an den Schaffhauser Freund hat er später manche bezeichnende Stelle, oft wörtlich, in die Gesamtausgabe seiner Schriften herübergenommen.

Auch das Eheleben Hegners und Müllers, das sich in glücklicher, wohlgeordneter Häuslichkeit bewegte, lernen wir aus diesem Briefwechsel kennen. Wie die beiden Männer so hielten auch ihre Frauen in Freundschaft zusammen. Beide Familien blieben indeß kinderlos. Da nun aber beide Männer von jeher Freunde der Jugend gewesen waren, so nahm Müller einen Pflegesohn in sein Haus auf, während Hegner einen armen Glarnerknaben als seinen eigenen Sohn erzog.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine so lang dauernde, enge Freundschaft, wie sie zwischen Hegner und Müller bestand, auch Zeiten der Prüfung durchmachen mußte. Allerdings war die Klage Müllers über die Trockenheit seines Freundes, die sich zuweilen in seinen Briefen fühlbar machte, keine sehr ernstlich gemeinte; immerhin bezeichnet sie einen eigenthümlichen Zug in Hegners Charakter, der ihm selber nicht verborgen war und den er oft in philosophischen Betrachtungen sich zurechtzulegen bemüht ist. Wenn aber auf der einen Seite eine gewisse Trockenheit in Hegners Naturell lag, so war Müller hinwieder nicht ganz frei von reizbarer Empfindlichkeit, die sich in seinen spätern Jahren, als Kränklichkeit und Ueberarbeitung dazu kamen, öfters zur Bitterkeit steigerte. Trotz mancher Verschiedenheit des Temperamentes der beiden Männer, hat jedoch eine

ernstlichere Verstimmung nur einmal ihre Korrespondenz vorübergehend unterbrochen. Erst der Tod Georg Müllers, der im November des Jahres 1819 erfolgte, setzte dem fast dreißigjährigen Verkehr der beiden Freunde ein Ziel.

Hegner liebte und achtete in Müller vor Allem den edlen warmherzigen Gelehrten und wenn er auch in seiner ruhigen Wahrheitsliebe sich sagte, daß Müllers geistige Individualität mehr durch Klarheit als durch Tiefe ausgezeichnet sei, so fühlte er doch deutlich, daß er dem vertrauten Umgang mit dem ihm mannigfach verwandten Manne viel verdankte und so hat er denn auch später durch ein paar Distichen, die er in die Sammlung seiner Schriften aufnahm, seiner Freundschaft und Verehrung für Müller ein öffentliches Denkmal gesetzt.

Bei der vorliegenden Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Ulrich Hegner und Joh. Georg Müller konnte es natürlich auf Vollständigkeit nicht abgesehen sein. Im Nachlaß Hegners in der Stadtbibliothek in Winterthur befinden sich etwa 550 Briefe an Müller und im Nachlaß des Letztern in der Ministerialbibliothek in Schaffhausen etwa 540 Briefe Müllers an Hegner; die Korrespondenz geht vom 28. März 1791 bis zum 28. Oktober 1819.

Vieles was in das Gebiet der allgemeinen Politik und Zeitgeschichte gehört, besonders aber bloße Vermuthungen der beiden Brieffschreiber, oder Gerüchte, die sie einander mittheilen, sind weggelassen worden. Es durfte dies mit Bezug auf Müller wohl um so eher geschehen, als die ausführliche Korrespondenz desselben mit seinem Bruder Joh. von Müller, gegenwärtig in reichhaltiger Auswahl von Ed. Haug veröffentlicht wird.

Ein fortlaufender Kommentar zu den politischen Ereignissen, die in den Briefen zur Sprache kommen, hätte zu weit geführt; dagegen wurden zur Erklärung derjenigen Briefstellen, die sich auf Rudolf Hermann, den „visionären“ Schülbling Lavaters und auf die Kopenhagener „Seher“ beziehen, größere Abschnitte aus Hegners handschriftlicher Autobiographie beifügt.

Auf die Stellen der „Gesammelten Schriften“ Hegners, die ganz oder theilweise aus den Briefen an Müller herübergenommen sind, ist in den Anmerkungen verwiesen worden. Auch für Müller wurden einige Parallelstellen angegeben.

Die Orthographie der Originalbriefe ist beibehalten worden; Auslassungen sind mit — — — bezeichnet. Abkürzungen gewöhnlicher Art wurden ohne Weiteres ergänzt; andere dagegen, die Anlaß zu Konjekturen bieten konnten, sind in [] ausgeschrieben.

Nur bei denjenigen Briefen Hegners und Müllers, die nicht von Winterthur oder Schaffhausen datiert sind, ist der Aufenthaltsort des Absenders mitangegeben worden.

Die Stadtbibliothek Winterthur spricht schließlich noch der Ministerialbibliothek in Schaffhausen für die zeitweilige Ueberlassung der Briefe J. G. Müllers ihren Dank aus.

Hegner an Müller.

28. März 1791.

Wäre es nicht möglich, mein lieber, obgleich nur einmal gesehener, Freund Müller, zu veranstalten, daß jeß, da Herr Pfarrer Weith, ¹⁾ wie ich höre, nach Frankfurth verreißt ist, die Lavateriana ²⁾ mir zugeschißt würden? — Ich habe schon lange gehopt, wieder einmal nach Schaffhausen zu kommen, um mit Ihnen zu sprechen, wills Gott geschiechs diß Frühjahr. Vielleicht wäre es dann zu machen, daß ich die Cahiers vor dem Herr Weith bekäme, denn wenn ich sie nicht expreß abhollen laße, bekomme ich nie nichts von diesem pastore oblivioso, wie wir ihn nennen.

Müller an Hegner.

3. Mai 1791.

— — — Nochmals also danke ich Ihnen, biete mich Ihnen an zu allem, worin ich Ihnen gefällig sehn könnte, und versichere Ihnen, daß es mir wahre Freude gewesen ist, Sie kennen zu lernen. An mir soll es nicht fehlen, unsere Freundschaft fortzusetzen. Ich bin so verschloßen und scheu, als Sie gewiß nicht sind, und halte wenig auf lodernden Freundschaften, aber meine Achtung und Liebe sind dafür, hoffe ich, desto fester. — — —

Hegner an Müller.

18. April 1791.

— — — Ich lege noch den Petrarca von Lenz ³⁾ bey, welches ich bey aller Unordnung und Ueberspanntheit so darin herrscht, für ein Meisterstück deutscher Poesie halte (nemlich einige Stellen, das ganze ist zu gedehnt) — — —

Müller an Hegner.

22. März 1794.

Verzeihen Sie, mein theurer! daß ich mein Versprechen nicht gehalten, Ihnen das Seder Olam ⁴⁾ zu schicken. Unter vielen andren Sachen blieb es liegen. Ich gedachte für Lavater einen Auszug daraus zu machen, aber meine andren Geschäfte gestatteten mirs nicht. Die Rotation ⁵⁾ ist eine Jüdische Lehre, und älter als Christi Zeit. Die Pharisaer nahmen sie von den Orientalen an, wo sie bekanntlich herrschend ist, veränderten, ich möchte sagen, verfeinerten sie aber nach ihrer Weise, und fügten sie dem alten Testament so gut

¹⁾ Joh. Wilh. Weith, Pfarrer in Andelfingen.

²⁾ Bezieht sich auf die weiter unten genannten Cahiers, die von Joh. Kasp. Lavater geschrieben und unter seinen Freunden in Umlauf gesetzt wurden.

³⁾ J. M. R. Lenz: Petrarch. Ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen. 1776. (Ausgabe von L. Tieck, Bd. III, pag. 77).

⁴⁾ Franz Mercurius von Helmont, 1618—1699, Alchimist und Theosoph; Verfasser des Werkes: Seder Olam sive ordo saeculorum, h. e. enarratio doctrinae philosophicae per unum, in quo sunt omnia. 1693.

⁵⁾ Rotation, sc. der Seelen.

wie möglich an. Bis ich die irdischen Dinge, (Joh. III, 12) die hauptsächlich auf die Praxis gehen, genugsam inne habe, will ich die Strahlen einer höhern Sonne zwar willig und aufmerksam auffassen, mich aber hüten, die letztere geometrisch ausmessen zu wollen; genug daß mich die erstern versichern, daß eine solche da ist, und mein Herz mir Hoffnung macht, daß ich sie auch sehen werde.

Nach der Lehre der Juden fuhr, unter andrem, die Seele Adams in den Abraham, hierauf in den David und endlich in den Messias. Aber möchte man nicht bisweilen mit Virgil ausrufen:

O pater! anne aliquas ad cœlum hinc ire putandum est

Sublimes animas? iterumque ad tarda reverti

Corpora? Quæ lucis miseris tam dira cupido?

Aen. 6.

Wir wissen wenigstens, daß diese Lehre nicht neu ist!

Unser Freund ¹⁾ greift in die Geisterwelt mächtiger ein als ich keinen kenne, und jedes wispern aus derselben ist ihm willkommen. Aber er ruht denn doch dabei auf einem so festen Centrum, daß man schlechterdings keine Verirrung aus demselben bei ihm fürchten darf.

Von Herder ist eine kleine Schrift über die Auferstehung erschienen, die den deutschen Theologen nicht behagen wird.

Hegner an Müller.

12. April 1794.

— — — Virum prudentiorem haberem si hoc non crederet, werden viele neuere Theologen von Herder sagen, wegen seiner Schrift über die Auferstehung. Wenn er sich schon in meinen Augen nur noch allzu prudent dabey benimt, so hat es mich doch in der Seele gefreut, daß ein Mann von seinem Einfluß offenherzig und an mancher Stell mit einer edlen Wärme gesteht, er glaube daß der Herr wirklich auferstanden. Das kann doch manchen Wankenden wieder aufrichten. — — —

1. September 1794.

— — — Ueber den Verfaßer der Verbeß[erung] der Weiber ²⁾ bin ich auch deiner Meynung. Sein unaufhörliches Haschen nach Wiß artet oft in Aberwiß aus, und wird widrig. Köntt' er das laßen, er wäre einer der ersten Schriftsteller Deutschlands. Da aber diese Manier in allen seinen Schriften herrscht, so scheint sie zu seinem Wesen zu gehören, und ist deßhalb incurabel. — — —

20. October 1794.

— — — Man kann von deines Bruders Schriften sagen, was ich von Herders Ideen sagen hörte, man stößt auf Perioden, die keiner schreiben konnte, der nicht eine halbe Bibliothek vorher über die abgehandelte Materie gelesen. — — —

Müller an Hegner.

23. October 1794.

— — — In Mühlheim am Rhein (du siehst, ich schreibe was mir beifällt) lebt ein preussischer Canonier Crone, der sich für einen der zween Zeugen in der Offenbarung, und seinen heranwachsenden Sohn für den zweiten hält, sich unsterblich glaubt, und für das Kind ausgiebt, das alle Heiden mit einem eisernen Scepter weiden soll. Er hat die fromme Hoffnung, daß ihm die Macht werde gegeben werden, Feuer vom Himmel fallen zu machen. Einem Canonier ist dies nicht zu verargen.

¹⁾ Joh. Kasp. Lavater.

²⁾ Theod. Gottl. von Hippel, 1741—1796: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin 1792.

Wir haben den Rudolph¹⁾ durch die Brille Lavaters gesehen, der der Ausleger seiner Orakel und zwar ein so beredter ist, daß man seiner eigenen Gedanken in seiner Sphäre nie mächtig wird. Bei seinem

¹⁾ Zur Erklärung der Beziehungen Lavaters zu dem „visionären“ Knaben Rudolf Hermann und zu den „Sehern“ in Kopenhagen folgen hier die Darstellungen, die Hegner in der in seinem Nachlaß befindlichen Autobiographie mit Bezug auf diese Geschichte, in welche er sowohl wie Müller eingeweiht waren, etwa 20 Jahre später gegeben hat.

Pag. 115 ff. (1794): „Der gute Lavater war jetzt in der höchsten Spannung über die Nachrichten, die er aus Kopenhagen von den mit Offenbarungen begnadigten erhielt: der Prinz Carl von Hessen (des Königs Schwiegervater?) rühmte sich des persönlichen Umgangs mit dem noch und immer lebenden Apostel Johannes, und versprach Lavatern, daß er denselben auch sehen werde. — Dieß brachte Lavater in Verbindung mit einer anderen Erscheinung, die er in seinem Hause hatte. Man hatte ihm von einem Knaben aus einem benachbarten Dorfe, Rudolf — Herrmann war sein Geschlechtsname — gesagt, der Visionen hätte. Er ließ ihn kommen, von seinem Bruder, dem Arzt, prüfen, und behielt ihn bei sich. Der Knabe fiel öfters in Contorsionen und darauf in Schlaf, und erzählte dann was er gesehen. Lavater legte ihm Fragen für, die Bezug auf die Verkündigungen in Kopenhagen hatten, der Junge verkündigte, daß ihm Apostel, daß ihm Johannes erschienen, und daß Lavater diesen letztern bald in Winterthur, bald in Schafhausen, bald in Eglisau sehen werde. Er sah ihn aber, ungeachtet er pünktlich dahin reiste, weder da noch dort. Die Kopenhager erklärten die Aussagen des Knaben für wirklich inspirirt, warnten aber doch vor unsaubern Geistern, die sich gerne und leicht auch da einmischten, wo gute Geister Zutritt hätten. Jeden Geist, lehrten sie, müsse man fragen: bist du ein Verehrer Jesu Christi? Und wenn er das nicht auf das bestimmteste beantwortete, so sey ihm nicht zu trauen. Dem Knaben war alles dieses ein leichtes, zu fragen und zu bejahen, und Lavatern, es zu glauben. Endlich aber warnten die Hausgenossen, es warnten die Freunde, man entdeckte Betrug und Spitzbubenstreiche von dem Knaben, für die der unerhörliche Lavater lange noch Entschuldigungen hatte, bis er ihn endlich doch zu entfernen selbst für nothwendig fand. Wohin er gekommen, weiß ich nicht, und mochte aus Discretion nicht fragen.

Was die Kopenhager schrieben, war alles schön und würdig gesagt, in einem so ruhigen, affirmativen Tone, daß man fast nicht zu zweifeln wagte, besonders wenn man noch die Menschen selbst und was man von ihnen (Bernstorff, Schimmelmann, Reventlow) wußte, ins Auge faßte. Aber ihre Verheißungen und Vorhersagungen erfüllten sich nicht. Der Prinz Carl von Hessen war das Haupt dieser Seheren. — Über dieses alles habe ich seltene und umständliche Belege.

Pag. 168 ff. (1796): Von der Correspondenz mit den Freunden in Kopenhagen über ihr allerdings sehr merkwürdiges Orakel (welches sie mit der größten Zuversicht Jesus Christus nannten) theilte mir Lavater vieles mit. Ich kann es hier nicht weilkäufiglich berühren: nur zwei Bemerkungen will ich mir erlauben:

1. Daß die Art und Weise, wie alle Theilhaber dieser Gnade davon sprachen, so ruhig, bescheiden, edel, unschwärmerisch, zuversichtlich bejahend, so entfernt und abstechend von aller Lavaterischen Unruhe und Fragenaufwerfung war, daß ich jedes Mal, wenn ich die mir darüber zu Theil gewordenen Briefe las, von dieser edeln Ruhe und Gleichmüthigkeit unwillkürlich zum Glauben gezogen wurde; auch jezo noch, nach mehr als 20 Jahren, ist mir der würdige Ton dieser Briefe respektabel, und zu innerem Frieden leitend. Es ist nicht möglich an der geraden Rechtlichkeit, dem reinen Gemüth und der Ueberzeugung des Staatsministers Grafen Bernstorff zu zweifeln, wenn man diese seine Briefe liest.

2. Aber es wurde mir nie eine Erfüllung dieser Voraussetzungen bekannt, als allenfalls die bestimmte Versicherung, daß Lavater ungeachtet seiner Schwierigkeiten doch nach Kopenhagen kommen werde. Hingegen weiß ich viele bestimmte Verheißungen, die nicht in Erfüllung gegangen. Ich erinnere mich, daß Lavater mir noch auf seinem Sterbette sagte, die Freunde aus Kopenhagen haben ihm geschrieben, er werde wieder genesen. — Wenn Lavater sich über Nichterfüllung beklagte, so antworteten sie mit der gleichen Ruhe wie sie das Orakel verkündigt hatten, es müsse sich doch noch erweisen, man stehe sich oft selbst im Wege, Zeit und Umstände können nie genau bestimmt werden, u. s. w. — Und im Grunde ist das wahr, denn ist je eine Prophezei in dem Sinne erfüllt worden, den die Worte derselben zu versprechen schienen?

Neben dem Orakel, das in einem lichten Scheine nur mit Ja und Nein, und auch dieses nur durch Zeichen, antwortete, (den Schein saßen alle, Lavater nie) hatte der Prinz Carl von Hessen, das Haupt der Gesellschaft, noch eine geheime Lehre über Natur und Geschichte, Seelenwanderung, Abendmahl, Freymaurerey &c.; Aufschlüsse die er theils durch Fragen an das Orakel, theils durch den Umgang mit dem noch lebenden Apostel Johannes erhalten hatte. Johannes schrieb auch einige Mal an Lavater; ich habe 2 Briefe von ihm abschriftlich aufbewahrt, die gar nichts unwürdiges, magisch großsprecherisches noch jesuitischlodendes enthalten, sondern vielmehr ernst und trocken, ja gegen Lavaters heißes Treiben warnend sind.

Es gehört auch noch zu dieser Geschichte, daß mehrere Freunde, z. B. Stollberg, Julie Reventlow und andre, die den Prinzen Carl persönlich kannten, Lavatern vor ihm warnten, und um seinetwillen keinen Antheil an der seherischen Verbindung nehmen wollten, wo hingegen der vortreffliche Bernstorff den Prinzen vertheidigte, und bezeugte, daß der Prinz nichts suche, und nichts wolle, als Jesum Christum den Herrn.

zweiten Stägigen Aufenthalt allhier ist der Nimbus um den Knaben ein merkliches geschwunden, bei mir, bei

Sie wollten keine Apostel seyn, keine Propheten; keine Verkündiger, nur Begnadigte, die auf die nahe Ankunft des Herrn warteten. Was ist aber nah und fern? Auf Erden ein grosser Unterschied, im Himmel keiner; daher der immerwährende menschliche Mißverständnis der Offenbarungen, ja ich möchte sagen, ihre Unpaßlichkeit für den natürlichen, in Zeit und Raum gebannten Menschen!

Lavater hatte keine Geduld, er wollte schon hier auf Erden das Reich ererben, schon hier auf Erden andre leitend nach sich ziehen; die gläubige Resignation der Kopenhager war ihm zu langsam, daher ergriff er alles seinem Zweck wahrscheinliche mit unsäglicher Begierde, und knüpfte auch so die Äußerungen des visionären Buben, Rudolf Herrmann, an die Kopenhager Geschichte an.

„Mit Jesu Christo in eine reelle correspondenzmäßige Connexion zu kommen, — schrieb er — und einige Auserwählte in eine solche zu bringen, ist der Zweck meines Lebens. Erreiche ich diesen Zweck nicht, so ist mein Denken Irrthum, all mein Bedürfnis Täuschung, all mein Ahnen Wahnsinn.“ — Er erreichte diesen Zweck nicht, wenigstens nicht als leiblicher Johann Caspar Lavater! Und was mußten nun viele von denen, denen er solche Hoffnungen gemacht hatte, denken? Ungeachtet die Lügen des Rudolfs immer handgreiflicher wurden, beharrte Lavater doch in seinem Glauben an dessen Wahrhaftigkeit „bezeugte auf Ehr und Seligkeit, daß weder an Betrug noch an Täuschung zu denken sey“ und antwortete: „An Herrmanns Ehrlichkeit zweifeln, könne wer ihn täglich sehe, nur ein Satan“ nannte seine visionären Äußerungen „die langerseufzte unausdenkliche Gnade des Herrn“ — Ich würde nicht fertig, wenn ich die ganze Geschichte der langen schrecklichen Verirrung Lavaters über diesen Punkt erzählen wollte; nur noch einiges das mich betrifft: Er kam einige Mahl mit diesem Herrmann zu uns, der nicht ermangelte hatte, ihn in Zürich zu diesem Besuch zu disponiren, und bey uns auch nicht ermangelte, seine Verückungen zu bekommen, in denen er, namens des Apostel Johannes, der ihm vorgeblich erschien, allerhand dictirte — einmal auch einem hiesigen Frauenzimmer, nachdem sie Lavater vorher durch Handauslegung hatte segnen müssen, und dann der Knabe alles hat herausgehen heißen, gab er folgendes dictamen an: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und dein Same wird Johannes heißen, du bist gerecht gesprochen worden, wandle im Thal der Gerechtigkeit . . dein Same wird groß werden . . behalte diese Worte in deinem Herzen, wie die Maria . . zeige dieß deinem Mann und Lavater dazu.“ — Und dem Manne sagte er: „Auch deine Gemahlin wird große Freude haben. Der Segen den Lavater auf sie gelegt, wird erfüllt werden, bald. — Ich bin Johannes der Schüler und Jünger des grossen Unsichtbaren &c.“ jagte der Knabe im Schläfe.

Es zeigte sich aber so viel Zudringliches in diesem Segen Lavaters, daß — doch hier manum de tabula! für seine Fehler hat er bitter gebüßt.

Die Kopenhager schrieben: „Herrmanns Sache ist Menschenwerk, Geisterwerk, Gotteswerk.“

Es kam so weit, daß der Bube, der nicht schreiben konnte, sich durch andre Gassenjungen Bilkete an Lavater aufsetzen ließe, die er von dem Apostel Johannes empfangen zu haben vorgab. Ich besitze selbst noch eine auf Öhlpapier durch gezeichnete Copie einer solchen halb deutschen, halb französischen, kindisch ungeschickten Zuschrift, die mir Lavater mit den Worten zuschickte: „Welch ein Monument! Welche gewisse Unglaublichkeit!“

Als endlich das Maaß überließ, und der Knabe immer mehr log, betrog und stahl, und Lavater es zuletzt nolens volens selbst einsehen mußte, wurde der Betrüger von Lavaters nächsten Umgebungen weg geschickt, und Lavater, der so vielen die Seele gespannt, und die größten Erwartungen erregt hatte, der statt seine Freunde aus Egypten in das Ländlein Gosen zu führen, sie noch tiefer in die Finsterniß der Zweifel hineingeführt hatte, geboth nun, statt offen zu gestehen, daß er sich schrecklich geirrt habe, altissimum silentium, und behauptete, man müsse mit Schweigen die Sache wieder gut machen, und ließ die Freunde dastehn und tappen, und sich einen Ausweg nach Belieben suchen.

Als ich ihm einige freymüthige, aber gar nicht ungeziemende noch unhöfliche Bemerkungen darüber machte, erhielt ich einen 12 Seiten langen Brief, worin er mich beynähe dem Teufel gleich stellte, der sich an dem Heiligen vergreift — und nannte dieß eine ruhige Antwort.

Ich bin deßhalb hierüber so ausführlich gewesen, weil ich dabey bis zur Überzeugung lernte, und in der Folge immer mehr bestätigt fand, was ich auch den Leser dieß, wenn [es] je einen gibt, überreden möchte, daß nämlich einfältiger Glaube und Hingebung an den göttlichen Willen das einzig Nothwendige der Religion ist, und alle Bestätigungen und Erleuchtungen, die man durch Eingreifen Wollen in das Unsichtbare, durch Visionen, Erscheinungen und dergl. sucht, zu Nichts führen, und dem gespannten Geist nur Erschlaffung zurücklassen. Die so schön ins Licht gestellte und durch die dabey interessirten Personen so glaubwürdige Kopenhager Geschichte ist ohne Wirkung geblieben, und Rudolf Herrmanns Visionen endigten mit Gestank; Lavaters Triumph mit einer Niederlage.

Das ist eine factische, mit gewissenhafter Wahrheit vorgetragene Erzählung, die dem nun schon bald 20 Jahre verstorbenen Lavater, weder zur Ehre noch zur Schande gereichen wird, denn wir haben alle unsre Schatten; nur waren die seinen, da er sein Leben so zur Öffentlichkeit hingestellt hatte, desto sichtbar. Uebrigens war er mit allem dem doch ein vorzüglicher Mensch, wo es natürlich zuging, und im gesellschaftlichen Leben. O hätte ich ihn nur noch in der lebendigen Nähe, ich habe seitdem wenig seinesgleichen gesehen!

Gaupp¹⁾ und Sailer²⁾ und meiner Maria³⁾. — Er war sehr gerne bei uns, und sagte mir am letzten Morgen vor Lavaters Abreise, daß es ihm hier weit besser als in Zürich gefalle, er wolle wieder kommen, und „das Lavatern schon sagen.“ Dieses Wort frappierte mich, und ich glaubte mich verbunden, es unserm Freund nicht zu verheelen. Er machte aber nicht das mindeste draus, und hatte es durch eine plausible Erklärung gleich weg. Lavater verreisete, hinterließ mir aber einen Brief, den er nach Kopenhagen geschrieben, worin ich zu meiner großen Bestürzung las: „R[udolf] hat den Befehl gehört, daß ich mit ihm nach Sch[affhausen] reisen soll, ich würde da mit Segen seyn. In Sch[affhausen] soll ich den J[ohannes] antreffen, mit ihm nach Zürich reisen, mit ihm weinen, ruhen und fahren.“ Bestürzt wurde ich darüber, weil ich ihn, wie ers zu wünschen schien, nicht nach Eglisau begleitet hatte, wegen einem fieberhaften Catharr, der mich des Tags vorher befallen hatte.

J[ohannes] kam nicht, außer Bülach aber R[udolf] in seinen ecstatischen Schlaf, von welchem er mit der Nachricht wieder aufwachte: J[ohannes] habe sich unterwegs wo aufhalten müssen. Er, Rudolf, soll gleich Morgen wieder nach Schaffhausen zurückkehren, dort bleiben bis am folgenden Freitag. Am Dienstag dem J[ohannes] auf die Baslerstraße entgegen gehen, denselben hieher, und von hier am Freitag nach Zürich führen.“ (Ich will so simpel wie möglich erzählen, ohne alle Glossen.) — Sonntag Morgens $\frac{1}{2}9$ ganz unvermuthet stand mein R[udolf] wie eine Erscheinung da, und berichtete uns dieses. Mein Glaube war noch so groß, daß der Gedanke, den J[ohannes] selbst 2–3 Tage zu beherbergen, mich fast zur Erde niederdrückte. Er war nun hier, machte sich lustig, war gern, wo man ihn amüßte und ihm Präsente gab, und schien dabei noch immer so unbefangen, daß ich an Triponnerie nur gar nicht denken durfte (welche mir auch izt noch nicht ganz ausgemacht ist.)

Am Montag kam Sailer. In derselben Nacht hieß es: „Morgen um 10 Uhr werde der Schlaf kommen!“ (Der sonst nach der Aussage der vorigen Woche auf Mittwoch Abends um 3 Uhr erwartet wurde.) Mir war dieses wichtig, denn diesen Dienstag Abends um 3 Uhr sollte er dem J[ohannes] entgegen gehen, und ich erwartete Contreordre. — Der Schlaf kam, zur Stunde. Gaupp, Sailer und wir beide waren da. Ich kann mich nicht bereden, daß er erkünstelt sey, und es wird mir immer merkwürdig seyn, eine so seltsame Verückung des Geistes mit angesehen zu haben, obgleich ich soviel nicht daraus machen konnte als Lavater macht. Ich glaube auch, wenn der Knabe ab der Milch und wieder zu Hause käme, und wenn weit weniger Aufmerksamkeit von Seite der Beobachter verrathen würde, als geschieht, daß nach und nach dieses Talent verschwinden könnte — vielleicht nicht ganz, denn ein sonderbarer Zug in seinen Augen scheint mir überhaupt Visionsfähigkeiten anzudeuten.

Nu, der Schlaf ging in $1\frac{1}{2}$ Stunden vorüber, er wollte uns nichts davon sagen, und wir forderten auch nichts zu wissen — nur so viel entdeckte er, daß J[ohannes] nicht komme. Nach Tische ging er weg um die Stadt zu besehen, kam aber lange nicht, so daß wir stuzig wurden, und nicht wußten, was daraus zu machen. Unermuthet aber traf ihn die Magd an — nicht im Tempel, mitten unter Lehrern sitzend, sondern bei der Frau Imthurn, bei der er für sein Leben gern war, weil sie ihm mit Kupferstichen und dgl. allerhand Freuden machte.

Der Befehl war, er sollte Freitag's Mittags verreisen. Dies war mir aber nicht gelegen, denn wir beide wollten am Morgen so bald Sailer weg wäre, nach Merisshausen zu meiner Schwester wandern. Ich

¹⁾ Eberhard (?) Gaupp, Müllers Schwiegervater.

²⁾ Joh. Michael Sailer 1751–1832; Bischof von Regensburg.

³⁾ Müllers Gattin.

erlaubte mirs also, dem R[udolf] zu befehlen, daß er am Morgen verreisen sollte, worin er sich auch willig fügte. — Zwischen Mittwoch und Donnerstag hatte er einen Traum, der mich lachen machte: „Man solle Herrn Lavater schreiben, daß er am Freitag ihm und dem J[ohannes] eine Kutsche auf halben Weg entgegen schicken sollte.“ Da er uns einigemale das herrliche Gefühl in einer Kutsche zu fahren beredsam geschildert hatte, so hielt ich das für eine bloße Phantasie, und machte allerhand lustige Einwendungen dagegen; schrieb aber endlich doch Lavater, doch daß wir alle drey ein Veto beifügten. Ein Zufall verspätete den Brief, und er blieb liegen. Freitag Morgens verreisete er. — „Auf dem Weg (wie uns Lavater schrieb) soll J[ohannes] ihm begegnet und eine Weile mit ihm gegangen, plötzlich aber verschwunden sehn!“ — — —

Was hältst du von diesem Drama? Mir stehen die Gedanken still. Die Sache für so göttlich halten, wie Lavater, das kann ich einmal nicht! Alles für Betrug und eigenes Nachwerk erklären, halte ich für absurd. Das aber ist das schlimmste, daß Lavater in der allerhöchsten Spannung, und alles zu fürchten ist, wenn plötzlich sich die Rosenwolke in Dunst auflösen sollte. Das fürchten auch seine Freunde in Zürich, von welchen einige Thatfachen anführen, daß R[udolf] in seiner Heimat als ein Lügner längst bekannt gewesen, und auch von einer Magd in Zürich ob einer Lüge ertappt worden, wo er sich schlafend gestellt, und Lavater geäfft habe. Ich kann aber auch dieses noch nicht annehmen. Bis Ende dieses Monats will Lavater, daß wir schlechterdings nichts mit ihm davon sprechen. Seit er weg ist, habe ich fast alles Interesse für die Sache verloren, welches aber meine Schuld sehn mag.

Hegner an Müller.

8. Dezember 1794.

— — — Du bist ein glücklicher Mensch, daß du so gelehrt bist! Ich mag studiren, so viel ich will, ich werde nie gelehrt werden; mein Boden scheint ein bißchen steinig zu sein. Philosophus non curat!

Gestern kam ich von Zürich zurück, wo ich mich einige Tage aufgehalten habe und wo ich von dem R[udolf] noch viel ärgere Streiche vernahm, als du mir geschrieben. Lavater findet das aber alles in der Ordnung und selbst den Vorhersagungen der R[openhagener] Freunde gemäß. Wo gute Geister über einen Menschen Macht haben, sagen sie, da kann man nie genug gegen die Bösen auf der Hut sehn, und gewöhnlich finden diese auch Zugang, und wüthen dann grausam. Dieß war der Fall auch da. R[udolf] und jeder andere in seinen Umständen ist während des Schlafs ein ganz verschiedener Mensch von dem gewöhnlichen R[udolf]. Denn während des Schlafs würkt nicht mehr sein eigener, sondern ein ganz frömder Geist in ihm. An dergleichen Wahrscheinlichmachungen hat unser Freund, wie du weißt, einen solchen Ueberfluß, daß man nichts dagegen sagen kann. — — —

— — — Die Unruhen in der Grafschaft Kyburg sind gegenwärtig nicht mehr groß. Die Stäferer schicken aber immer noch Emisarien aus, um ihren Anhang zu vergrößern. Gott weiß wie es noch gehen wird; die politische Maschine scheint nirgends mehr recht zusammenzuhalten. Keine hüzigeren Antistäferer gibt es gegenwärtig, als die Zürcher Demokraten und Jacobiner, woraus man sehn kann, wes Geistes Kind der heutige Freyheitsinn ist.

Müller an Hegner.

15. Dezember 1794.

— — — Die Gedichte sind von Herder und werden auf Ostern gedruckt erscheinen. Ich bitte aber, sie ganz für dich zu behalten. Ich gäbe sie sonst nicht leicht jemand.

Das andere sind angefangene und unvollendete Sachen, quod bene notandum. Mir mangelt aber Zeit besseres zu suchen.

— — — Du ziehst mich auf mit meiner Gelehrsamkeit: ach sie ist nahe bei einander! Wenn ich nur mehr Zeit hätte! Wenn ich nur nicht so viel Slavendienste thun müßte! Wills Gott, kommt mir auch noch die Zeit, wo ich wieder freyer athmen und mehr meiner Neigung folgen kann. So wünschte, so lechze ich fast darnach, einmal auch eine humane Kirchengeschichte für Leute ungefehr von deinem Caliber, die nichts eigentlich bloß Gelehrtes, sondern Humanes haben wollen — ausarbeiten zu können; die seitherigen sind alle bloß Staats- und Kriegshistorien, und bekümmerten sich fast gar nichts um die innern Landesangelegenheiten und *félicité publique & privée etc.*

Sonderlich habe ich mich verwundert, ein so antidemocratisches Raisonnement über die Zürcher-Unruhen von dir zu lesen. Weiß denn der Herr nicht, daß er ein Winterthurer ist? — Doch, nichts ohne Ursach, wie der Philosoph sagt! Der Herr fürchtet, Er möchte bei dieser Gelegenheit mit seiner Landschreiberey auch in Ruhestand versetzt werden. Doch Scherz weg! Wir müssen uns auf alles gefaßt halten, ich so gut auf die Abdication meines Kragens, als du auf die deiner Landschreiberey. Wer weiß wie weit es noch kommt? Eure Obrigkeit wird wohl diesmahl siegen, aber wer bürgt: ob allemal und auf immer? Es wird von den Geistlichen und Weltlichen zubiel vorgearbeitet (oder untergraben), daß nicht am Ende das Terrain unter beiden Ständen sinken sollte. Liegts nicht zu Tage, daß der Anblick alle der elenden Folgen, womit diese gallische Philosophie und Politik ihre eigenen Kinder straft, bei den Zuschauern nicht das allermindeste verfangt? Scheints nicht, als [ob] der Weltregierer seine ungezogenen Kinder mit der Erfüllung ihrer Wünsche bestrafen wolle?

Lavaters Sache ist mir bald sehr klar, und ein inneres Gefühl will mir sagen, daß er trotz aller unserer so gegründet scheinenden Einwendungen doch noch, zu unserem Erstaunen das finden werde, wonach seine ganze Seele seit 20 Jahren so sehnlich strebte; daß die Unscheinbarkeit, und der Vernunft so vorkommende Unannehmlichkeit des Organs wirklich doch der „Nazarenische Mantel“ sey, in den sich das Ideal seiner Seele zu verkleiden beliebt. Bald aber steigen mir so viel Bedenklichkeiten auf, die theils von meiner Kenntniß von Lavaters Person, theils freylich auch von meiner Philosophie und Theologie herrühren; daß ich in Gottes Namen immer weniger entscheiden kann. — Ich weiß nun wohl 10 grobe Lügen, die Rudolph mir selbst und andern Hiesigen vorgegeben hat, die der junge Dr. Lavater (der hier war) bestätigt und noch neue hinzuerzählt hat; aber, lieber, was war Bileam für ein Kerl? und mußte er nicht malgré lui segnen: In Theorie läßt sich wenig gegen Lavaters Erwartungen sagen (nur daß er gewisse biblische Stellen — — — auch gar zu sehr auf seine Seite torquirt.) aber in Praxi!! Expectemus! — O möchten wir beide oder wir vier und alle unsere Freunde immer so gegen unsern König gesinnt bleiben, daß uns seine Zukunft zur Freude werde, sie komme, wenn und wie sie wolle.

Hegner an Müller.

1. Januar 1795.

— — — Lieber Müller, es ist mit meinem Glauben eine eigene Sache. Ich bete täglich darum, und ich kann eben nicht sagen, daß ich nicht einigermaßen erhört werde, und dennoch ist noch so viel dem wahren christlichen Glauben heterogen in meinen Begriffen, daß ich oft in Staunen gerathe und mir alles nur Illusion zu seyn scheint, so daß ich dann nicht begreifen kann, wie der Glaube ein so großes Verdienst seyn könne. Unterdeßen folgt bald darauf wieder die Stunde des Gebeths, wodurch ich beruhiget werde. — Ich glaube aber, es gehe jedem so, wenn er ehrlich seyn und es gestehen will. In Glaubenssachen ist keiner consequent, auch nicht einer!

Ich war schon wieder in Zürich, und hörte, daß der R[udolf] nun wirklich — Antwort gebe, und nachher kein Wort mehr davon wisse. Solch ein S[ü]jet sollen zuerst auch die R[openhagener] gehabt haben. — Lavater verschließt sich aber mehr als jemals, und scheint es zu bereuen, zu viel gesagt zu haben. — — —

19. Januar 1795.

— — — Ueber deine eigenen übrigen Sachen wirst du nicht verlangen, gerühmt zu seyn, sonst wär' ich im Stande, es zu thun. Ich will daher die Herderischen Gedichte rühmen und loben, wovon mir besonders das Schachspiel als ein poetisches Meisterstück gefallen hat, und auch das Gedicht Gott — ob ich gleich nicht weiß, wo die Karpatische Bucht ist. Das Karpatische Gebürge weiß ich wohl, aber da ist keine Bucht, wo man mit einem Schiff könnte stoen. Ich hoffe also, du werdest ad modum Minelli¹⁾ oder wie Emanuel Sincerus mir diese Schwierigkeit lösen. — — —

Müller an Hegner.

30. Januar 1795.

Gegen das Geschichtliche der Sache²⁾, daß sie ein Licht sehen, Orakel vernehmen &c. habe ich gar nichts mehr. Aber das fällt mir immer sonderbarer auf, daß dieses Orakel ihnen Dogmata offenbart, die schon, wie die Rotation, von dem Pythagoras, Simon Magus etc. gelehrt wurden; oder, wie die Lehre, daß die Thiere von Dämonen beseelt seyen, der Schrift diametralment widersprechen; oder wie die Theorie des freien Willens, ebenfalls schon von den besten Philosophen gelehrt worden; und überhaupt bloß Spekulationen sind — damit will ich die Sache zwar ganz und gar nicht verworfen haben; aber eine Antwort, und eine befriedigende, darauf, habe ich noch nie gehört. Die Lehre, daß die Apostel manches noch nicht gewußt haben, was wir nun besser verstehen können, ist, sofern man den Satz, wie es hier geschieht, auch auf Lehrsätze ausdehnt — den unglücklichsten Folgerungen ausgesetzt, und ja auch, freilich mit anderer Anwendung, der erste Grundsatz unserer — ich darf es wohl sagen — antichristlichen Theologen auf den Universtitäten; weißt du mir aber etwas darauf zu sagen, so bitte darum. Es ist sonst so viel Schönes bei der Sache, daß ich oft wünsche, sie möchte wahr seyn.

Hast du Hesses Aufsatz gegen die Rotation gesehen? sammt Lavaters Antwort? Ich kann dir beide geben. Sie verdienen gelesen zu werden, obgleich Lavaters Antwort durchaus nicht befriedigt. — — —

23. Februar 1795.

— — — Mich verlangt sehr auf die versprochene Schrift, die auch deinen Glauben an die Nordische Sache gestärkt hat: denn ich habe es nöthig. Weißt du, daß auch der bekannte Schwärmer, Wilhelm Postellus,³⁾ sich für Johannes den Evangelisten gehalten? — Nicht daß ich daraus gegen die ganze Sache entschiede. Zur Zeit Ahab's waren 400 falsche Propheten in Israel, und nur Ein wahrer; es ließ sich also 400 gegen 1 wetten, daß es mit der ganzen Prophezei nichts wäre, und man hätte das Gewette doch verlohren. — — —

Hegner an Müller.

26. Februar 1795.

— — — Daß aber befördert mich nicht so sehr, daß das Orakel den Freunden Lavaters schon bekannte Dogmata offenbart. — Daß Orakel offenbart sich Ihnen, als besondern Individuen, die nach ihrem Charakter solche Offenbarungen nöthig haben. Es annonciert sich nicht der Welt als eine neue Offenbarung. Sollten wir,

¹⁾ Jan Minell, 1625—1683, Herausgeber einer Reihe römischer Klassiker.

²⁾ Bezieht sich auf die „Seher“ in Kopenhagen.

³⁾ Guillaume Postel, 1505—1581.

du oder ich, einer speziellen Offenbarung Jesu Christi gewürdigt werden, so würden wir auch erfahren, was unserm individuellen Bedürfnis angemessen ist, und mancher, der etwas davon erführe, würde sich vielleicht darüber befremden.¹⁾ — — —

Müller an Hegner.

21. April 1795.

— — — Ein Freund, der feuriger, lebhafter, energischer, geistiger als ich wäre, und von dem auch ich empfangen könnte, fehlt mir hier gänzlich. Einen einzigen habe ich, von dem ich jedesmal etwas lerne, den Sekelmeister Stockar, aber Alter und Rang machen doch immer eine gewisse Kluft, welche mein Genius mir zu durchbrechen verbietet.

Wir schieden ungern von Euch und mit Heimweh. Du wärest mir der rechte, denn du hast, und das ist eine deiner anziehendsten Eigenschaften, Sinn für alles, und liebst das Gute und Schöne, wo es sich dir darbietet. O könnten wir uns in Gaiß genießen! Da ich aber hier nicht die Hauptperson bin, so muß ich [es] der Entscheidung der Fakultät überlassen.

Hier mit Dank die herrlichen Gedichte zurück. Thomae Aquinatis Rhythmus hat mir außerordentlich gefallen. Was man doch aus einer Sache machen kann, wenn man verliebt in sie ist! Recht hat ein Kirchenvater gesagt: „Die wahre Liebe weiß nicht richtig zu urtheilen.“ Aber dann gerade sind wir am glücklichsten, wenn eine holde Täuschung in den geliebten Gegenstand alles legt, was das Herz sucht und bedarf. — — —

Hegner an Müller.

8. Juni 1795.

— — — Die Terpsichore²⁾ hab ich nun auch, konnte aber noch nichts davon lesen, weil mich Bößens Luise beschäftigt, ein schönes Gedicht, das uns mit dem modernen Leben ausöhnt und lehret, daß auch unsre heutige Lebensart mit homerischer Einfachheit besungen werden könne. — — —

21. Juni 1795.

— — — Deine Art der apocalyphtischen Auslegung gefällt mir wohl. Man sollte sich abgewöhnen, eklatante Erfüllung der Weissagungen zu erwarten. Die göttlichen Weissagungen erfüllen sich unvermerkt für unser sterbliches Auge³⁾; selten oder niemals sehen wir den Moment der Erfüllung, wir erblicken oder erfahren nur etwas von der Folge. Wir wähen aber immer, es gehe im Himmel zu wie auf der Erde, und wenn Gott sagt, ich will dich belohnen oder ich will dich strafen, so müße dieses auf eine in die Augen fallende ungezweifelte Art geschehen, so wie von unsern respective Obrigkeiten, zum Frommen deßen, den es trifft, und zum lehrreichen Beispiel für die Zuschauer⁴⁾. Das scheint mir aber nicht Gottes Manier zu seyn. Selig ist, wer den Finger des Herrn erkennt! — — —

Müller an Hegner.

28. Juli 1795.

— — — Du bist mir ein wahrer Segen gewesen, und weitaus das beste, was ich in Gaiß hatte⁵⁾. Habe mit meinen Schwachheiten und Thorheiten Geduld, und liebe mich wie seither. Ich kenne so viele Leute, auch

¹⁾ Vergl. Hegners Gesamm. Schriften: Bd. V, pag. 336.

²⁾ Terpsichore von Joh. Gottfr. Herder. Lübeck 1795—1796.

³⁾ Vergl. Hegners Gesamm. Schriften, Bd. V, pag. 339.

⁴⁾ Vergl. Hegner's Gesamm. Schriften, Bd. V, pag. 334, 335.

⁵⁾ Ulrich Hegner beschrieb diese gemeinsame Reise nach Gaiß in launiger Weise. Karl Stofar hat in seiner Biographie J. G. Müllers diese Schilderung veröffentlicht. Zu vergleichen ist Hegners handschriftliche Autobiographie pag. 141 und 142

hier: aber vor dem einen muß ich meine religiösen Ideen und Empfindungen, vor dem andern meine Liebe zu den Wissenschaften, vor dem dritten wieder etwas anderes verbergen — mit dir konnte ich ganz frey seyn, und manches, was ich an dir sah, stimmte mit meinen innersten Ueberzeugungen, Gefühlen, Eigenheiten überein. — — —

— — — Ich komme aber auch wieder mit einer Bitte: Beiliegendes ist des berühmten Desiderii Erasmi Roterodami Leib- und Mundbecher. Deine Frau soll dem großen Namen dieses Mannes und meinem kleinen den Gefallen thun, und mir diesen Becher weiß siedern, und darauf stechen lassen: Poculum Erasmi. oder, wenn sie eine bessere Lateinische Inschrift weiß. Nur nicht: Ede, bibe, lude — post mortem nulla voluptas. — — — Wie manchmal mag dieser Becher seine Laune erheitert und seine Feder begeistert haben! — — —

Hegner an Müller.

2. August 1795.

— — — Ich habe den ganzen Tag mit Lesung des Vicars of Wakefield zugebracht, eines Buches, das mich mit Himmel und Erde ausöhnen könnte, wenn ich mit beyden unzufrieden wäre. Hier sind einmal Religion und Vernunft schwesternlich verbunden. Es ist nicht die flügelnde Vernunft, die sich vor der Religion fürchtet, und nicht die schwärmende Religion, welche die Vernunft mit Füßen tritt¹⁾ — — —

Müller an Hegner.

4. August 1795.

— — — Ich bin eben an der letzten Seite meines Huetius²⁾, der zwar von Kopf zu Fuß nichts als Gelehrter, aber dennoch ein verdienter liebenswürdiger Mann war und schöne edle Formen in seiner Seele hatte. — — —

— — — Hier sind Briefe von Herder, Hamann und Häfely³⁾, welche alle du mit großem Vergnügen lesen wirst. Ich gebe sie dir vorzüglich gern, da ich sonst sehr heimlich damit bin. Nachher (erinnere mich aber daran) will ich dir auch von Herder's Briefen an mich etwelche schicken. — — —

Hegner an Müller.

16. August 1795.

— — — Lavater sollte auf der Kanzel gelindes Verfahren gegen die Stäferer empfohlen und dafür ein oberkeitliches Mißfallen bekommen haben. So ändern sich die Zeiten; als er gegen die jakobinischen Gräuel predigte, war er ein Aristocrat, jez ist er ein Demokrat. — — —

¹⁾ In den Gesammelten Schriften Berlin 1828, Bd. V, pag. 379, spricht sich Hegner über Goldsmith's Werk ähnlich aus.

²⁾ Pierre Daniel Huet 1630—1721, Philolog, Theolog, Philosoph und Dichter.

³⁾ Joh. Kasp. Häfelin von Zürich 1754—1811; er wurde im Jahre 1784 auf Lavater's Empfehlung von dem Fürsten Leop. Friedr. Franz von Anhalt-Deßau als Hofkaplan nach Wörlitz berufen; 1793 kam er nach Bremen und 1805 als Superintendent und Oberprediger nach Bernburg. J. G. Müller wohnte bei ihm während seiner Studienzeit in Zürich. Vergl. Stofar's Biographie J. G. Müllers.

Müller an Hegner.

21. August 1795.

— — — Lavater hats auch geschrieben, daß ihm das Obrigkeitliche Mißfallen bezeugt worden. Wenn erwiesen ist (welches ich nicht weiß) daß sie Conspirationen gegen Zürich gemacht, so wäre ich auch für die Hinrichtung gewesen. Wir sind mit dergleichen Leuten viel zu empfindsam — mehr als sie gegen uns seyn würden, wenn es ihnen gelänge. Daß man ihnen die Köpfe weggeschlagen, bloß weil sie alte Privilegien reklamirt, kann ich nicht glauben. Man sagt, am Mitwoch seyen 3 exequirt worden. Sage mir doch etwas umständliches, denn die Zürcher sind so geheimnißvoll, daß man nichts von daher erfährt. Andere sagen, diese Hinrichtung sey ein Zürcher Putzsch; Bodmer ein, außer diesem Fehler, durchaus untadelhafter Mann, und dergleichen. Es ist bei mir noch die Frage, ob solche Sachen auf die Kanzel gehören, und überall ein Christ sich in Sachen der Obrigkeit mengen soll? Socrates wenigstens hätte es nicht gethan. „Weisagung ist im Munde des Königs, und sein Mund fehlet nicht im Gericht —“ dieser Spruch Salomons hat mich auch schon gestillt, wenn ich mich über meine Obrigkeit klagen zu müssen glaubte. — — —

Hegner an Müller.

27. August 1795.

— — — Lavater läßt es sich sehr angelegen seyn, die inhaftierten Stäfner¹⁾ vom Tode zu erretten, welches auch außer Zürich der allgemeine Wunsch ist. Es ist bisher noch keiner hingerichtet worden, und das wird vermutlich auch noch nicht so bald geschehen, weil man erst noch warten will, bis man die Entwichenen aus dem Bündtnerlande hat, deren Auslieferung nun von dem Ausspruch der VII alten Orten dependirt. Du kannst dir keine Vorstellung machen, wie gewaltig die Zürcher ihr Heil im Tode der Gefangenen suchen, die sich in der Gefangenschaft wie Helden betragen sollen. Von einer Conspiration gegen den Staat weiß niemand nichts, und man glaubt, wenn die Untersuchungs Commission etwas dergleichen entdeckt hätte, es wäre zur Auferbauung der Unterthanen und zur Rechtfertigung des scharfen Verfahrens schon längst bekannt gemacht worden.

Ich habe die Zeit her viel über diese Händel zu sprechen und zu schreiben, und bin es todtmüde, denn es geht mich wenig an. Alle Weltthändel sind mir zuwider. Ich suche nichts von der Welt, und darum spreche ich auch nicht gerne von ihr. — — —

Müller an Hegner.

8. September 1795.

— — — Du hast soviel Nachsicht mit meinem Geschreibe, daß ich, im Vertrauen darauf, dir wieder etwas schicke, meine Passionsbetrachtungen, meinen Tod Mosis²⁾ (ein Jugendstück, zu dem ich eine be-

¹⁾ Autobiogr. pag. 144, 145 (1795): Während dem ich in Gais war, waren die Stäfner Unruhen auf ihrem höchsten Punkt, und es geschah der Überzug derselben mit Miliztruppen; da ich keine militärische Stelle bekleidete, war auch meine Gegenwart zu Hause nicht nothwendig, welches mir lieb war, denn das mannigfaltige Parteygeschrey konnte ich schon damals nicht leiden. Wie kann man Partey nehmen, wo alles sich entzweit, alles übertreibt! — Mich wunderte, was die Appenzeller sagen. Sie fanden es seltsam, daß man so viel Lärm über das Begehren von freyem Handel und Wandel der Landleute mache; das meinten sie, sollte sich doch von selbst verstehen. Bey uns aber meinte mans nicht so, denn als ich nach Hause kam, war es darum zu thun, Bodmer, Fierz und Hüni die Köpfe abzuschlagen, und über andre sonst ein schauerliches Exempel zu statuiren.

Da erhielt ich wieder Briefe und Aufforderungen von Lavater, laut zu rufen und alles anzuwenden, daß auch von Winterthur aus den raschen, einseitigen Urtheilen und unverhörenden Blutsentzen Zürichs entgegen gearbeitet werde. Er schrieb und sprach selbst darüber in starken Ausdrücken, und mag wohl auch dadurch zu einer etwas gelindern Sentenz beygetragen haben.“

²⁾ Diese Arbeit Müllers ist erst nach dem Tode des Verfassers von Dr. Joh. Kirchgöser im dritten Bändchen der „Unterhaltungen mit Serena“ (und mit der 3. Aufl. der beiden ersten Theile) Winterthur 1834, 1835, herausgegeben worden.

sondere Zuneigung habe) Diana (von Sekelmeister Stockar) und Gedichte von Büel¹⁾ — — Ich gebe dir gern so etwas, weil ichs ohne allen innern widerstand kann, und weil hier so gar wenig Leute sind, die es goutieren. Wäre ich nur ein Prophet, so würde das bekannte Sprichwort an mir trefflich erfüllt. — — —
— — — O hätte ich Zeit und sorgenfreie Muße! Oft schwebst du, liebe Seele, mir dabei vor, und ich denke dann: was würde der Herr Hans Ulrich hiezu sagen! Kirchengeschichte und Bibel — darauf schränken sich immer mehr meine Studien ein. Die Kirchengeschichte des Mittelalters ist so viel als unbekannt, und hat doch sehr viel schönes, wie du zu seiner Zeit sehen sollst — wenn ich nicht vorher in das Land des Friedens und der Freiheit gehe (der liebste Name, den ich dieser terra incognita gebe!) Die Bibel möcht' ich meinen Zeitgenossen, nicht den Gelehrten, sondern den Humanen, in der reinsten Gestalt zeigen, die ich ihr geben kann. Nu, Gott walts! und lasse doch Etwas Gutes durch mich geschehen! — — —
— — — Am Sonntag habe ich ein schönes Lied von Terstegen gelernt, worin folgende schöne Stellen sind, die ich dir ins Herz singe:

Vor dich mit Ehrfurcht treten, dich loben, dich anbeten,
O davon lebet man! — Wohl dem, den du erlesen,
Du selig machend Wesen! Daß er sich dir so nahen kann.

Die Zeit ist nur verschwendet, die man dir, Herr, entwendet,
Man hat es nirgends gut! — Weil du mir Herz und Leben
Allein für dich gegeben, das Herz allein in dir auch ruht.

Daß du mich stets umgiebest — daß du mich herzlich liebest,
Und ruffst zu dir hinein; daß du vergnügst alleine
So wesentlich, so reine, laß früh und spät mir wichtig seyn!

Ein Tag, der sagt's dem andern: Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit; O Ewigkeit: so schöne!
Mein Herz an dich gewöhnen! Mein Heim ist doch nicht diese Zeit.

Ist das nicht herrlich! So sicher! so bestimmt! so heimlich! so innigst wahr! — — —

Hegner an Müller.

11. November 1795.

— — — Ich schicke dir hier deine Gedanken über die Leidensgeschichte unsers Herren wieder zu. Dieß Produkt deines Nachdenkens und deiner Liebe zu Christo hat mir vorzüglich vor allen deinen Arbeiten gefallen. Wie viel Neues läßt sich doch immer über diese unerschöpfliche Quelle sagen! — Erlaube mir, dir eine Bemerkung, so wie ich sie in der Eile niedergeschrieben habe zu communicieren: Bey dem Leiden in Gethsemane scheint du mir das größte Leiden Jesu nicht berührt zu haben, nemlich, seinen Kampf mit sich selbst — die Ueberwindung, die es ihn kostete, sich seinem bevorstehenden Tode zu unterwerfen, dem Gefühle seiner Kraft zu widerstehen und sich von der Ohnmacht tödten zu lassen.²⁾ — Sich die Ergebung in den göttlichen Willen zu erringen, das war es nach meiner Meynung, was ihm den blutigen Schweiß aus den Schläfen trieb. Nicht

¹⁾ Joh. Büel, 1761—1830; Schulmann; Bibliothekar in Altenburg; 1803—1817 als Hofmeister in Wien; lebte später in Zürich und zuletzt in Stein. Unter der Ueberschrift: „Aus der Briefftasche eines Freundes“ hat J. G. Müller einige Aphorismen Büels in seine „Unterhaltungen mit Serena“ aufgenommen.

²⁾ Vergl. Hegners Gesamm. Schriften, Bd. V: pag. 170, 171; 321—323.

so vast die Furcht vor dem Tode, oder Ahndung künftiger Schmerzen zc. als der Widerstand gegen die Versuchung mit Legionen Engeln vor der Zeit zu endigen. Er kämpfte mit sich selbst. — Aus dem Ueberfluß des Herzens zeugte dieß sein Mund; denn als sein Schmerz endlich in Worte ausbrach, war das erste, was er sagte ein leiser Wunsch, daß ihn der Vater entheben möchte, diesen Kelch zu trinken, wobey er sich aber sogleich wieder faßte und sich selbst überwindend dem Willen des Vaters unterwarf, nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Ich glaube mit dieser Ansehung habe Er, der auch menschlichen Versuchungen unterworfen war, sein Leben hindurch am meisten zu kämpfen gehabt. — Sich in sein geheimnißvolles Leiden zu schiken, das Gefühl seiner Uebermacht über die Menschen demüthig dem Willen des Vaters zu unterwerfen, im Bewußtseyn seiner Güte nicht hervorzutreten mit seiner unendlichen Kraft, ehe es Zeit war zc. zc.

Von der Art dieser letzten Versuchung war auch seine erste beym Antritt seines öffentlichen Lebens, in der Wüste. Aus Steinen Brod zu machen, durch einen Sprung von der Höhe des Tempels sich als Gottes Sohn zu beweisen, ein Reich von dieser Welt — war es, was ihn daselbst tentierte. Findet man nicht mehrere ähnliche Spuren in der Evangelischen Geschichte?

Dieser ausdauernde Gehorsam unter den positiven Willen des Vaters, bis alles vollbracht ist, dieß Verharren bis ans Ende, dieß Hinhorchen und Warten auf die Stimme Gottes — mag ihm wohl Ueberwindungen und Kämpfe gekostet haben — denn das ist der Stein über den die Heiligen noch straucheln. — Als Elias den Hauptmann und die Fünfzige des Königs von Samaria zweymal mit Feuer vom Himmel verderbte, und Elisa den Knaben zu Bethel fluchte, daß 42 derselben von den Bären zerrißen wurden — waren das nicht Prüfungen dieser Art, in welchen nur Jesus Christus bestehen möchte? — — —

26. November 1795.

— — — Hier noch die übrigen Sachen, die du mir anvertrauest. Der Tod Mojsis ist ein liebliches Jugendstück, das du ja denen die dich lieben, aufbewahren muß, denn du erscheinst darin gerade so, wie ich mir dich in deinen Jünglingsjahren denke; eine zarte Knospe, die sich beginnt zu entfalten, und einen angenehmen noch leisen Duft um sich zu verbreiten. Man sieht dich wie du vor zehn oder zwölf Jahren warest, und begreift, wie Herders feinem Gefühle diese Blume so lieb kann gewesen seyn. — — —

Müller an Hegner.

30. November 1795.

— — — Sey's was es wolle, das Herdern gut gegen mich machte — mir ist er und seine Frau unaussprechlich lieb, ich rede aber wenig von ihnen, um nichts unangenehmes über sie hören zu müssen, und um sie nicht in den mittelmäßigen Credit hinzureißen, worin ich bei vielen stehe. Denn vor Jahren hab ich greuliche Dinge über ihn hören müssen. Einmal z. B. da von einer Wüste von ihm die Rede war, wozu er NB. nicht saß — „er sey ein Satan, man sehe es aus der und der — Ader am Hals!“ Nicht Lavater bei leibe nicht Lavater sagte es, aber einer, der ein abgefemter Physiognomicus seyn will zc. Und sonst hat man mich seinetwegen geplagt. Transeat cum ceteris!

Ich unterschreibe ja nicht alles was er lehrt, so wenig als alles, was Lavater lehrt — aber als Menschen sind sie mir ewig lieb. Es war eine Leitung der Vorsehung, die mich schon in mancher trüben Stunde erheitert hat, daß ich zu ihm kam, und von ihm auf einen Weg gestellt wurde, der gewiß richtig ist, und mich wo rechts hinführen wird, wenn ich darauf bleibe. Doch nun ist er meiner geworden. — — —

22. Dezember 1795.

— — — Lavater sah ich des Morgens nur eine Stunde, er war bei der sterbenden Fräulein von Landenberg, und kam um unfertwillen in die Stadt. Zum Verwundern froh und munter sah ich ihn (ist, schreibt er, habe ihn der Schwindel wieder in's Bett geworfen). Er hat mir die ganz sonderbare Geschichte mit dem Mann erzählt, der kürzlich zu ihm kam, sich einen Propheten¹⁾ nannte, und sonst merkwürdige Dinge sprach, doch so, daß Lavater ihn nur für einen gutmüthigen Narren hielt, bis ihm nach 3 Tagen auffiel, es könnte der und der seyn. Die Geschichte ist allerdings höchst seltsam, und paßte, bis auf einen einzigen Umstand (den, daß sich der Unbekannte K[önig] von Fr[ankreich] nannte) recht gut auf den bewußten. Es ist auch gar nichts Düsterees darin, sondern alles munter und liebevoll. Du wirst sie aber schon wissen. — — —

— — — Du hast sehr recht, was du über die Eitelkeit meiner Geschäfte sagst: ich muß sie nur selbst nicht eitel machen. Aber zu oft (und ich werde allemal in meinem Innern dafür gestraft) zu oft thue ich nur das was ich will, und nicht was ich soll. Da steck's! In Nebenstunden schreibe ich nun allerhand neue Gedanken auf 8^o Blätter, so, daß sie gerade gedruckt werden könnten, im Fall ich sie selbst nicht mehr in ordinem redigieren könnte. Ich theile sie dir gern mit, wie alles was ich habe, und wenn du auch meine geheimsten Sachen wolltest. Ich fühle nicht nur keinen Widerstand, sondern eine herzliche Freude in mir, wenn ich etwas für dich finde. — — —

¹⁾ Hegner's Autobiographie, Pag. 133 ff (1795): Der Verkehr mit Lavater nahm immer zu. Es verging keine Woche, beynabe kein Tag, wo ich nicht Biletts und Briefchen, oft im kleinsten Format, den man mit einem Daum bedecken konnte, erhielt. Diese betrafen öfters Kunstfachen, meistens die Kopenhager Sehergeschichte, worüber er die Aufmerksamkeit sehr zu spannen wußte; auch nicht selten hatte er Geldbedürfnisse. Geld und Wunder, das war es, was er aus äußerer und innerer Nothwendigkeit täglich mehr suchte. Das Geld aber achtete er zu wenig, und die Wunder zu viel. Wie oft ging er auf Angabe des visionären Knaben Rudolfs aus, den Johannes zu suchen, ja anzutreffen, und — fand ihn nicht! Einmal glaubte er ihn gefunden zu haben, denn im November schrieb er: „Wir glauben Johannes incognito bey uns gehabt zu haben“, und Müllern von Schaffhausen, der kurz darauf zu ihm kam, erzählte er die ganz sonderbare Geschichte mit dem Manne, der ihn besucht, sich einen Propheten genannt, und sonst merkwürdige Dinge gesprochen habe, doch so daß Lavater selbst ihn für einen gutmüthigen Narren gehalten, bis ihm nach 3 Tagen auffiel, es könnte Johannes gewesen seyn. Zwar sey es seltsam, daß er sich König von Frankreich genannt habe, doch auch das könne eine schöne Bedeutung haben: Frankreich, Reich der Freyen; und wie viel geheime Gesellschaften von Frommen und Erleuchteten gebe es nicht in Frankreich, über die er König seyn könnte. Sonst seyen alle Worte des Mannes voll Sinn und tiefer Weisheit gewesen. Es sey tausend gegen Eins zuwetten, daß es entweder Johannes oder jemand aus dem Geisterreich gewesen. Ja jemand (Frau Schultze) wollte den nehmlichen Mann schon vor längerer Zeit gesehen, und in ihm den geahndet haben, den man erwartete (alles obige aus einem Brief von Georg Müller).

Und nun die Entwicklung der Geschichte! Im September kam ein Mensch von ungefehr 40 Jahren nach Winterthur, der sich für einen Kupferschmied ausgab, und wirklich mehrere Wochen bey einem Kupferschmied arbeitete. Dieser Mensch war ein Narr, der aus dem Tollhaus zu Pforzheim entsprungen war, wie es sich nachher zeigte. Er gab sich für einen Propheten aus, rühmte sich göttlicher Offenbarungen, nannte sich einen grossen König, ja König von Frankreich. Er war sonst ein geschickter Arbeiter im Feuerspritzen machen, mußte aber fortgeschickt werden, weil er sich ganz abscheulich voll joff, und einmal in der Kirche Spectakel machte. Er ging nach Zürich und dann ins Bernergebiet, wurde bald darauf von der Regierung in Lörsch ausgeschieden und signalisirt; er nannte sich Heinrich Lung von Karlsruhe.

Nachdem ich mich über die Wahrheit alles dessen, und die Identität des in Zürich erschienenen Johannes mit diesem Menschen, auf das vollständigste erkundiget und überzeugt hatte, berichtete ich die Entdeckung an Lavater. Seine ganze Antwort war: „Ueber die zwo enorm sich widersprechenden enormen Wahrscheinlichkeiten *excezen!*“ — Wie konnte er noch eine enorme Wahrscheinlichkeit für seinen enormen Irrthum auffinden! Dies stimmte meinen schon ziemlich kalt gewordenen Glauben noch mehr herab. — Er legte übrigens dem Orakel in Kopenhagen immer noch Fragen vor, denn darin war er unerschöpflich. Auch über mich fragte er. Die Antwort war: Hegner gehört zu uns.

Hegnér an Müller.

24. Dezember 1795.

Ich glaube dem bewußten Frömden auf die Spur gekommen zu seyn. Anfangs September kam ein Mensch von ungefehr 40 Jahren hieher, der sich für einen Kupferschmid ausgab, und wirklich etwa 6 Wochen bei einem Kupferschmid hier arbeitete. Dieser Mensch war ein Narr, der aus dem Tollhaus zu Pforzheim entsprungen war, wie sich jez zeigt. Er gab sich für einen Propheten aus, rühmte sich göttlicher Offenbarungen, nannte sich einen großen König, ja König von Frankreich. — Er war sonst ein geschickter Arbeiter im Feuersprengenmachen, mußte aber vor etwa 8 Wochen fortgeschickt werden, weil er sich ganz abscheulich voll soff. Jez soll er sich im Bernergebieth aufhalten. Er ist von seiten der Regierung in Lösch ausgeschieden und signalisiert worden. Kennt sich Heinrich Lung von Carlsruhe. — Ich habe dieses an den Ort, wo er für etwas anderes gehalten wurde, geschrieben, aber noch keine Nachricht erhalten.

Müller an Hegnér.

29. Dezember 1795.

— — — Ja, das heißt einem aus dem Wunder helfen —! aber wie viel ist nicht (das unter uns!) in diesem Manne von unsern Freunden gesehen worden! ich kann dir nicht alles sagen — „es ist tausend gegen eins zu wetten, entweder jener — oder jemand aus dem — Geisterreich!“ Alle Worte Sr. Majestät waren voll Sinn und tiefer Weißheit! Selbst das angegebene Reich kann „eine schöne Bedeutung haben: „Reich der Freyen!“ — „und wie viel geheime Gesellschaften von Frommen und Erleuchteten gibts nicht in Fr[ankreich] über die er König seyn könnte!“ — ja jemand wollte den nemlichen Mann schon vor einigen Jahren gesehen, und in ihm den geahndet haben, den man erwartet u. s. f. Ich hätte dir viel zu erzählen. Das weißt du wohl, daß es nicht immer angenehm ist, aus so angenehmen Träumen plötzlich zu erwachen!

Wenn Lavater doch nur einmal diese Idee fahren ließe, die ihn gewiß zu seinem Schaden aufspannt, und tausend Gefahren, betrogen zu werden, aussetzt, besonders wenn seine Erwartung pfißigen Leuten bekannt werden sollte.

Lachen mußte ich bei deinem Brief, das gesteh ich; aber spotten werde ich seiner heiligen Bedürfnisse, Gott weiß es! gewiß nie. — — —

Hegnér an Müller.

31. Dezember 1795.

Ich dachte es wohl, mein Lieber, die Nachricht würde dich interessieren, darum ließ ich es auch nicht anstehen, dir meine Muthmaßung so bald möglich kund zu thun. Sey aber ohne Sorgen, ich habe Lavater nichts von dir geschrieben, denn das worüber ich schrieb, hatte ich schon durch Briefe von ihm selbst vernommen. Wo stehen wir jez! Welch eine abermahlige entsetzliche Täuschung, wenn meine Vermuthung, wie ich fast nicht mehr zweifle, wahr ist! Lavater's ganze Antwort war (ich schrieb ihm ungefehr was dir, nur den Namen des Mannes nicht): „Ueber die zwo enorm sich widersprechenden enormen Wahrscheinlichkeiten — ἐπεχειν.“¹⁾ Ich offerierte ihm, noch nähere Erkundigungen des Menschen wegen einzuziehen, ich hätte ihm sogar sein Signalement schicken können, er begehrte aber nichts weiter, woraus ich schliesse, daß doch meine Wahrscheinlichkeit auch bei ihm mehr Gewicht haben müsse, als die Seinige. Wir müssen uns immer mehr in Nacht nehmen, lieber Müller, sein poetischer Geist setzt alles in sein idealisches Licht und seine Beredsamkeit weiß das Unmögliche

¹⁾ ἐπεχειν, schweigen.

Wahrscheinlich zu machen. Schließen wir von diesem Vorfall auf die ganze Geschichte, so können wir glaub ich wenigstens das schließen, daß der ganze Zusammenhang nirgends als in seinem Kopf existiere. Ich will nicht sagen, daß nicht Wahrheit in der höchst merkwürdigen Nordischen Geschichte liege, aber die Ausbildung, der Zusammenhang ist Lavaters Werk. — — —

— — — Ich danke für das schöne Sailerische Lied. Zum Gegengeschenk will ich dir nächstens Erz für Gold schicken, nämlich meine Gedichte, die ich corrigieren und abschreiben will, wenn ich Zeit habe. Ich habe nun noch einzig ein Abendlied in der Arbeit, und dann, genug! Ich bin kein Dichter, wenn ich schon allenfalls paßable Verse mit großer Müß hervormarkern kann. Was ich eigentlich sey, weiß ich freylich selbst nicht, ich glaube aber, es seye eben nicht nöthig, gerade etwas zu sein. — — —

Müller an Hegner.

5. Januar 1796.

— — — Es ist zwar noch Vieles dunkel vor mir: aber wie sollte ich zweifeln können!! Du weißt die Geschichte des Arions, der durch einen Delphin über das Meer gerettet wurde. Auf dem Meer soll er, nach Plutarch, die Götter nur darum um Rettung seines Lebens gebethen haben, damit er dann so glücklich seyn möchte, in seinem ganzen Leben auf den Schutz und die Güte der Götter trauen zu können. Dieser Gedanke ist einer der schönsten des ganzen Alterthums, und ich wiederhole mir ihn oft. — — —

— — — Die bewußte Sache hat mich (ein einzigesmal ausgenommen, wo sie mich gar zu nahe berührte) nie recht anfassen wollen. Ich konnte mir nie sagen: wozu denn auch am Ende? obgleich ich die Privatmeinung dessen, der es vollkommen wußte, immer von Herzen reflektiert habe, und noch. Selbst wenn mir vorkam, daß sogar eine leichtverzeihliche Eitelkeit, sich vor den Menschen nicht betrogen zu haben, den Glauben daran bei Ihm befestigen könnte, habe ich in meinen Busen gegriffen, und da noch viel ärgern Unrath gefunden. Das letztemal, wie ich die Entrevue, (und zwar so treffend auf J[ohannes]) beschreiben hörte, da konnte ich mir gar nicht mehr aus dem Wunder helfen. Nur stieß ich mich noch an dem Titel, K[önig] von F[rankreich] der wollte mir auf keine Weise zu Hals. Wie dein Aufschluß kam, so wurde ich über mich selbst unwillig, daß meine Vernunft nicht herzhafter wäre. „Zwo enorme Wahrscheinlichkeiten“ sind es, um Vergebung! gewiß nicht, sondern das eine ist Wahrheit, und das andere ist eine Täuschung, die ich einmal gerade zu für das erkennen und bekennen wollte, überzeugt, daß ich deswegen von der Achtung und Liebe meiner Freunde nicht das Mindeste verlieren würde. Daß F[rau] Hptm. Sch[ulthess] die gleiche Vermuthung gehabt, ist freylich sonderbar; aber ich hörte den Umstand auch nur von Lavater in dessen feuriger Seele sich gleich alles paart, was zusammen gehört. Das hätte ich gewünscht, da mir die Geschichte doch auch erzählt worden, und Er vermuthen kann, sie interessire mich, und ich baue etwas darauf, er hätte mir angezeigt, was für ein grosser Zweifel sich dagegen erhoben. Wie Lavaters Erwartungen schon vor mehr als 20 Jahren in ihn gekommen, weiß ich ungefehr, und wie oft Er seit 13—14 Jahren wo ich sein Vertrauter wurde, und Vieles mit ansah — glaubte bereits in der Hand zu haben, was sie vor der Welt rechtfertigen könnte, das weißt du wohl auch. Nie meinte ers so sehr, als wie der Magnetismus aufkam — und dieselbe Sache ist wieder verlöschet, ohne die allermindeste seiner Hoffnungen zu erfüllen. Oft ist mir, es werde diesmal auch so gehen. Doch, zum Glück, und dessen freuen wir uns beide! doch ist er der Vorsehung so lieb, daß sie ihn allemal nur nach und nach, und auf die schonendste Weise aus seiner Täuschung errettet (wie im vorigen Winter mit dem Rudolf)

Der Schade scheint mir am meisten zu befürchten, er werde je länger je mehr auf solche Sachen (die doch sehr unwesentlich sind) einen zu großen Werth legen, und der Werth der Wichtigern dagegen bei ihm so sinken, daß am Ende auch seine Nutzbarkeit für sein Publikum und seine Freunde sehr dabei verlieren möchte, und fast ist es wirklich so. Lavaters Freundschaft ist für mich von unaussprechlichem Werth, und selbst in solchen Dingen höchst lehrreich. Wie sind wir doch alle in dieser Erbedämmerung der Täuschung unterworfen, und in wie großen Gefahren schweben wir immer, durch sie in endlose Abgründe gestürzt zu werden! wohl uns, daß wir wissen, daß denen, die Gott lieben, selbst der Irrthum zum Besten dienen muß!

Und ein Schatten seiner Rechte
Trägt uns, und wir sinken nicht! — — —

Hegner an Müller.

8. Februar 1796.

— — — Auch den Schwedenborg werd ich lesen. Hier theile ich dir meine Gedanken mit, die ich unlängst über eine Äußerung von ihm, die ich irgendwo gelesen, niedergeschrieben habe. Ob ich noch der Meynung seyn werde, wenn ich sein Buch selbst gelesen, wird sich zeigen.

Swedenborgs System, das in neuen wunderbaren Worten und Bildern enongiert ist, ist wie alle von Geistern geoffenbarte Systeme über den Ursprung der Welt, auf die Emanationslehre gegründet. Die Emanationslehre muß also wahr seyn, weil alle sich offenbarende Geister darin überein kommen. Daß sie sich aber darüber in so verschiedenen Bildern ausdrücken, kommt von ihrer individuellen Verschiedenheit, und von der höhern oder niederen Stufe der Klarheit, worauf sie stehen, her. Ein Geist, der höher steht und mehr gebildet ist, drückt sich deutlicher aus, als ein weniger gebildeter. Jeder Geist merkt und hört was von der allgemeinen Wahrheit, aber die meisten, so sich offenbaren, oder die wir durch Offenbarungen kennen, drücken sich läppisch (wenigstens nach unserm Begriff) darüber aus. Man lese nur die Geschichte der sogenannten Schwärmer. — Es ist sehr selten, von einem vernünftigen Geiste erleuchtet zu werden. Wer die Geister fragen kann, sollte sie größtentheils nur Ja oder Nein antworten lassen, und dann in seinen Fragen sehr bedächtig und vernünftig zu Werke gehen. — Und so viel hievon. So wie ein besserer Kopf als der meinige dir obiges in ein paar Worten klarer und deutlicher hätte sagen können, als ich mit vielen Worten, so kann auch ein weiser Geist in ein paar Worten mehr offenbaren, als ein thörichter in tausend allesanzijischen Perioden. Es gibt, glaub ich, nirgends so viel Halbnarren als im Geisterreiche! — — —

18. Februar 1796.

— — — Schlossers¹⁾ Brief hat mir gefallen, nur bin ich darin nicht einerley Meynung mit ihm, daß er den Sohn nur als den Weg zum Vater will angesehen und verehrt wissen. Aus dem zu schließen, was die Schrift lehrt, ist er umgekehrt dem Vater gleich, und durch seine Auferstehung der Gott der Menschen geworden; das Geheimniß des Unterschieds ist für mich versigelt, und das Nachdenken darüber embarrassant, weil immer zwey Götter herauskommen, die ich nicht haben mag. Daher halte ich mich immer an den Sohn, in der Hoffnung, er werde, wenn es nöthig ist, schon mein Fürsprech beym Vater seyn. — — —

¹⁾ Johann Georg Schlosser, 1739—1799, der Jugendfreund Goethe's.

Müller an Hegner.

4. März 1796.

— — — Lavaters neueste Briefe interessieren mich sehr: Er gewinnt seit einiger Zeit viel an Einfalt, und Einsicht. Zwar scheint er mir noch immer zu viel auf Extreme hinzudrücken, aber ich traue meinem eignen Urtheil hierin am Wenigsten. Oft meine ich die letzten hellern Funken eines bald sterbenden Lichtes — etwas Schwanengefangmäßiges darin zu merken. — — —

29. März 1796.

— — — Wenn ich Lavaters Briefe lese, so bin ich immer in Versuchung, einen Commentarius zu jedem derselben für dich zu machen. Wenn dieses Mannes glutheißes Bedürfniß, das an intensiver Kraft mit jedem Tage steigt, ganz unbefriedigt bleiben sollte — wahrlich! ich wüßte kaum, was ich dazu denken sollte. In Thesi gebe ich ihm in allem Recht, aber ich kann nicht sagen, daß es mich noch bis izt recht angefaßt hätte. Bewußtes Evenement bleibt mir immer gleich räthselhaft, und ich kann mir eine Connexion mit J[esus], die ganz im Glauben geschieht, gar wohl denken — und die den Menschen weit mehr, und weit reiner und sicherer beseligte, als selbst ein körperliches Schauen und eine fortgehende orakelartige Offenbarung, meines Erachtens, nie thun würde. Es muß etwas sonderbar süßes darin liegen, nicht zu sehen, und doch zu glauben — und Christus nennt ja selbst eine selige Sache, Joh. XX. Das soll aber nicht wie du mir wohl zutrauen wirst, gegen Lavater gesagt seyn. Er ist offenbar durch Anlage und Schicksale zu etwas ganz anderem bestimmt. Es müßte ihm denn im Alter noch gehen, wie dem Comenius (Bekennn. II. B.)¹⁾. Seine Individualität hat ein ganz ausgezeichnetes Gepräge. — — —

3. Mai 1796.

— — — Die Magd, die mit unserer Veithin von Andelfingen bis Winterthur fuhr, hat dem Pfarrer auch von Rudolf erzählt — „Herr Lavater halte entseßlich viel auf ihm, gebe ihm über Nichts Verweise und Rudolf lüge und fluche oft entseßlich, sage aber dabei, das rede nicht er, er wisse nichts davon, oder so was u. s. w.“ — was werden wir noch für sonderbare Sachen erfahren! — — —

Hegner an Müller.

5. Mai 1796.

— — — Deine Weimarer Reise²⁾ habe ich heute früh morgens auf einem Rebhügel vor unserer Stadt, dem Süßenberg, zu lesen angefangen, und nicht mehr aufgehört, bis ich fertig ware. Du hast da einen herrlichen Schatz aus dem häußlichen Leben eines weisen Mannes. Ich habe mir ihn bey weitem nicht so bescheiden und herzlich gedacht. Wie wohl müßte es Herdern selbst thun, sein Lob in einem so kindlich dankbaren Werkgen aufbehalten zu sehen! — — —

Müller an Hegner.

24. Mai 1796.

— — — Lavater hat mir geschrieben: „Du sehest am Freitag Augen- und Ohren-Zeuge gewesen und aber von was? Wie kann man glauben oder nicht glauben, wie kanns einen nur interessieren, wenn man einem nie etwas anderes als nur das allerallgemeinste, wenn auch in noch so exaltirten Ausdrücken sagt!

¹⁾ Bekennnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von Joh. Georg Müller. II. Bd. Winterthur 1793.

²⁾ Vergl. Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller. (1780—82). Herausgegeben von Jaf. Vöchtold. Berlin 1881.

Lavater klagte sich immer über die Nordischen Freunde sie schrieben ihm nichts als Allgemeinheiten. Aus dem wenigen, das ich von den jezigen Phänomenen weiß, kann ich nichts anders schließen, als daß H[ermann] ein äußerst merkwürdiger Visionnair seye; an dem habe ich auch nie gezweifelt; aber was soll man denn eigentlich auch glauben? mehr glauben als ich schon glaube? Sind die facta nicht zu erzählen, so will ich mich gerne nur an den Resultaten, theoretischen oder practischen, begnügen, und dann dieselben so gut prüfen als ich kann. Ich frage Lavater nichts, aber noch will ich heute diesen Versuch machen, und sehen was ich herauskriege. Kannst du mir diese Resultate sagen, so bitte darum. — —

Hegner an Müller.

28. Mai 1796.

— — — Wenn du auch gleich mir nur Allgemeinheiten vernimmst, so sind diese doch mit einer solchen Zuversicht und Ruhe, Erfahrungsgewißheit gesagt, daß sie dich meiner Meynung nach intresieren sollten. Würde Lavater dir die Erfahrungen selbst schriftlich communicieren, deine Zweifel würden sich vermehren, anstatt abzunehmen, wenn auch schon die Erfahrungen vollkommen wahr sind. Wir müssen das nie vergessen, es sind Erfahrungen Lavater's und nicht Müllers oder Hegners, modificiert nach seinem Bedürfniß und Charakter, nicht nach unserm. Wie vieles kann mir höchstwichtig seyn, daß dir eine Kleinigkeit scheint! In solchen Fällen müssen wir nur auf die active und passive Person und weiter weder auf uns noch auf andre sehen. Die Art wie Lavater die Sache andern Bulletin weise communiciert, hat mich anfänglich etwas geärgert. Jez frag ich nichts mehr darnach, und laße mir seyn, ich wüßte allein davon, und dadurch verschwindet mir auch manche Bedenklichkeit. Wir dehnen immer die Offenbarungen ins Allgemeine aus, da sie doch größtentheils sehr particular sind, daher das Meer von Zweifeln und Unbehaglichkeiten. — —

Müller an Hegner.

24. Juni 1796.

— — — Nun sollte auch meine Frau dir schreiben, aber dazu ist sie nicht zu bringen, weil die außerordentliche Idee, die sie von dir hat, sie abschreckt. Sie fürchtet auch immer, wenn sie sich in philosophische, historische oder geographische Unterhaltungen mit dir einließe, sie möchte sich gegen die Schulter=terminologie (wie sie das Wort ausspricht) versündigen, und darüber etwas von deiner Achtung verlieren. Sie ist gar lustig und muthwillig worden durch die Landluft. — —

Hegner an Müller.

17. Juli 1796.

— — — Ich habe unlängst Herders Briefe zur Beförderung der Humanität zu lesen angefangen, und so viel Vergnügen daran gefunden, daß ich nichts anderes lesen mag, bis ich damit fertig bin. — —

21. Juli 1796.

— — — Ein Drittes ist mir auch nicht recht, daß du immer klagst, du habest keine Zeit. Willst du denn auch zu den Extrapostreutern durchs menschliche Leben gehören, welche die Ruhe in der Unruhe suchen? Zeitgeiz¹⁾ ist Geiz und Geiz ist eine Wurzel alles Bösen. Die Meynung, daß wir jeden Moment hier in Zeit so gierig wie der Geizige den Pfennig zusammen klaben sollen, um in der Ewigkeit ein großes Kapital anzutreffen, steht nicht in meiner Bibel, sondern: werdet wie die Kinder u., die sich in aller Unschuld wohl seyn lassen und sich wenig um die Zeit bekümmern. — —

¹⁾ Vergl. Hegner: Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Joh. Kasp. Lavaters. Leipzig 1836 pag. 281 und 282.

Müller an Hegner.

2. August 1796.

— — — Laß du mich klagen, wenn ich klage, es gehe mir nichts aus der Zeit. Mein Leben ist, etwas aus mir entwickeln zu können, ich glaube auch daher, ich sey dazu bestimmt. Bei der Lebensart aber, die ich fast meistentheils zu führen von einem ungünstigen Fatum gezwungen bin, unter den ewigen Zerstreungen, schrumpfe ich vielmehr zusammen. Mein Feld kann nichts tragen, wenn es nicht vom Thau des Himmels befruchtet wird. Du hast Recht, lieber Hans Ulrich für dich — aber ich habe auch Recht, für mich; und wir taugen hauptsächlich darum recht gut zusammen, weil wir so verschieden sind. Du kannst nicht glauben, wie selten ich arbeiten kann: oft ist als wann kein Blut in meinen Adern, und kein Verstand in meinem Kopfe wäre, das allergemeinste wird mir unerträglich schwer — und andremal kann ich vor der Menge Ideen kaum zu Athem kommen. Ah! mihi tarda fluunt, ingrataque tempora etc. ist das Klaglied, das ich dir auch schon vorgesungen habe, und oft noch singen muß. — — —

— — — Du hast mich mit dem petrarchalischen Leben, das ich hier führen soll, nicht zu foppen. Haeret lateri — das ist etwas in mir, das ich selten, und nur vor den Vertraulichsten merken lasse. Schwärmerien für Lauren — wenn sie auch bloß in meiner Phantasie sind — o nichts auf der Erde exaltirt mich so. Die allergrößte Seligkeit ist doch Lieben. Dies ist ein Gemeinplatz, aber weil ichs ganz durch und durch fühle, ist mir nichts weniger als das. Was ich aber nicht ins Ideal hinaufzaubern kann, zu einer Venus Urania — taugt nichts für mich. Du kennst mich noch nicht auf dieser Seite; aber werde mein Augustinus, so will ich mit der Kindlichkeit eines Petrarca dir alle meine Sünden bekennen. — — —

Hegner an Müller.

25. August 1796.

— — — Ich habe nun Herders Briefe ausgelesen, und bey allem Cromwellianismus einen uner schöpflichen Schatz von neuen und berichtigen Ideen über Menschheit und Litteratur darin gefunden. — — —

Müller an Hegner.

30. August 1796.

— — — Gibbon¹⁾, meine ich, wird dir viel Freude und Nutzen machen. Er ist für's Christenthum nicht halb so gefährlich, als das Geschrey sagt. Orthodoxer ist er sicherlich als die neuen Lutherischen Theologen auf den Universitäten. Sey er aber wie er wolle — wir beide lesen ihn ja nicht, um Theologie aus ihm zu lernen. Er ist in einem großen Geiste geschrieben. — — —

7. October 1796.

— — — Die Furcht vor den Bauern ist bei den Franzosen so groß, daß ein General, der kürzlich durch Büdingen fuhr, vor dem Dorf draußen bey'm Anblick des Traubenhüters, der eine alte rostige Flinte trug, in solche Furcht gerieth, daß er wieder zurückfuhr, und um Gotteswillen bat, ihn zu schonen, und ihm eine Wache mitzugeben. — Einer unsrer Bauern, einer von Bibern auf dem Rehet, hatte neulich ein Gespräch mit einem

¹⁾ Vergl. Der Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. von Müller 1789–1809 herausgegeben von E. Haug, Frauenfeld 1891. I. Bd. pag. 55 und 75.

Schwaben. Dieser klagte erbärmlich über den Druck und die Noth „welcher wir Bauern in der Welt ausgezsetzt sind“ — „Ihr werdet doch hoffentlich uns nicht zu Euch zählen!“ antwortete ihm dieser.¹⁾

Hegner an Müller.

16. October 1796.

— — — Bey aller dieser Zerstreung hatte ich dennoch Zeit, die vortreflichen Herder'schen Briefe zweymal zu lesen, und mich an dem Ideenreichthum und übersießenden Wissen dieses außerordentlichen Mannes zu weiden. Ich darf mich aber nicht unterstehen, dir Lieber! mein Urtheil über dieses „Monstrum pulcherrimum“ zu melden, oder über den Travers, der in seinem Geiste oft zu herrschen scheint, meine Meinung zu sagen, es möchte sonst auch einer kommen, und mir meinen Balken aufdecken — welche Strafe mir nie lange ausbleibt, wenn ich andre richten will. — — —

— — — Den Gibbon hab ich auch angefangen, und ergöze mich an seiner Deutlichkeit, Ordnung, Gelehrsamkeit und Vernunft. O Vernunft, welch ein herrliches Vorrecht des Menschen! Sage mir doch einmal, lieber Theologus! ist es denn immer nöthig, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu biegen, und kann man nicht beyde zusammen vereinigen? „Ja, wie Mann und Weib, wirst du vielleicht sagen, der Glaube soll Mann, und die Vernunft das unterthane Weib seyn!“ So waren sie, glaub' ich, von Anfang an vereinigt, aber die verkehrte menschliche abstrahierende Weisheit hat getrennt, was Gott zusammengefügt.²⁾ — — —

— — — Lavater will nun altissimum silentium über die Hermanniana beobachtet haben, daß man weder darüber reden noch schreiben solle. Ich laße mir aber darin nichts mehr befehlen. Warum sagt er jez nicht gerade heraus: Ich bin betrogen worden. Wie vielen hat er die größten Hoffnungen gemacht, sie aus Egypten in das Ländlein Gosen zu führen, hat sie aber an dessen statt noch tiefer in die Finsterniß hineingeführt, und läßt sie nun da stehen und tappen, und einen Ausgang nach Belieben suchen. — — —

¹⁾ Hegner's Autobiogr. pag. 163—165 (1796): Mit Professor Müller in Schaffhausen ging Umgang und freundschaftliches Vernehmen immer crescendo. Viele Briefe, die ich alle aufbehalten. Wir bey Ihnen, Sie bey uns. Den merkwürdigsten Aufenthalt machten wir im Herbstmonath auf ihrem Landhause im Hornberg, das vor dem Schwabenthor liegt. Es war gerade die Zeit von Moreau's Rückzug aus Schwaben, und der erste Tag, an dem die flüchtigen Franzosen, entwafnet, ihren Weg durch die Schweiz nahmen. — Meine Frau und ich waren zu Fuß von Hause weggegangen an einem schönen Tage, und hörten schon in Uhwiesen, wo wir zu Mittag assen, von den kommenden Franzosen. Bald darauf trafen wir wirklich eine Compagnie dieser in Freud und Leid singenden Republikaner an, die ersten die ich als solche sahe. Sie schienen herzlich vergnügt zu seyn sich auf Schweizerboden außer dem Bereich der Schwabenbauern zu befinden. Vive la Republique! rief ich im Vorbeygehen, um zu hören, wie sie sich bey diesem Gruß benähmen. Vive la Republique! antworteten alle, wie aus Einem Munde.

Kaum waren wir auf dem Hornberg angekommen, so hieß es, es werden noch bey Tausenden nachfolgen, und Müllers machten schon Anstalten, in die Stadt zu flüchten. Doch konnte ich ihnen die Besorgnisse noch ausreden: je mehr ihrer kommen, desto weniger können einzelne thun. — Sie begehrten auch nichts zu thun, sondern waren froh, daß man ihnen nichts that, die Furcht vor den Senen und Dreischlegeln der schwäbischen Bauern war uoch in ihnen. Bey tausenden kamen unter unsern Fenstern vorbey, zu Fuß und auf Wagen, Blessirte wurden in eine Kirche gelegt, die andern zogen weiter, oder lagerten sich unweit unsers Hauses vor der Stadt, wo sie eine hottentottische Wirkthschaft führten. — Die ersten Flüchtlinge, die ich sahe, daher blieb mir der Eindrud. Ich konnte auch begreifen, daß die Landleute so erboßt über sie waren, denn sehr viele trugen lange Hosen von mancherley gestreiftem Bettzeuge, die sie sich aus zerschnittenen Bauernbetten gemacht hatten. — So näherte sich der Krieg! —

²⁾ Vergl. Hegner's Gesamm. Schriften, Bd. V: pag. 238.

Müller an Hegner.

25. October 1796.

— — — Daß du Gibbon gerne liehest, freut mich. Wer Geschmat an der Geschichte findet, dem kann ich nicht feind seyn; In ihr ist alle Philosophie und Kunst. Gibbon ist ein kalter Mann, hat aber eine sehr ruhige Vernunft, und eine sehr gut rangirte Gelehrsamkeit, die einen so recht in die alte Litteratur einführt. Facta lehren uns doch allein den Menschen kennen, metaphysische Spekulationen sind ein Hirngespinnst. Was du ferner über den Streit der Vernunft und des Glaubens sagst, ist mir unverständlich. Wie man da einen Zwist sehen und von einem Friedensschluß reden kann, das begreife ich nicht. Aber es muß etwas dran seyn, da so viel darüber geredt und schwadronirt wird. Mir ist oft, Blumauer (in seinem berühmten Gedicht) u. a. haben nicht verstanden, was sie sagen, und weder von der Vernunft noch vom Glauben einen hellen Begriff gehabt. Ich glaube du wirst meine Meinung in den Theolog. Fragmenten¹⁾ finden. Ist sie aber nicht da, so will ich sie dir auf Begehren das nächste Mal kurz oder lang sagen, wie du willst. Denn mir scheint, der Herr Landschreiber tappen auch noch mit der Stange im Nebel herum. — — —

Hegner an Müller.

14. November 1796.

— — — Nun Lavater selbst bey dir gewesen ist, wirst du manche Neuigkeiten erfahren haben, die ich begierig bin zu vernehmen, denn ich weiß noch nichts Zusammenhängendes, weil ich fürchtete, ihm durch vieles Fragen wehe zu thun, und er alle Fragen darüber auszuweichen schien. So viel mußte er mir gestehen, daß Lug und Trug bey der Sache sey. Gleichwohl hatte er den Teufelskerl noch immer bey sich. Jetzt aber schreibt er, er seye weggeloffen. — — —

— — — Auch hab ich schon ein paar Nächte über deiner Theologie speculiert, die mich aber auch noch nicht überzeugt hat, daß Vernunft und Glaube nicht manchmal mit einander in Conflict gerathen, ungeachtet ich glaube, nicht nur einen „hellen“, sondern auch einen deutlichen Begriff von beyden Wörtern zu haben. Es ist möglich, ja gewiß, daß ich noch „mit der Stange im Nebel herumtappe“ — aber Herr Professor Müller nicht mehr? möchte ich fragen. — — —

— — — In der Litteratur Zeitung Nr. 308 ist eine vortrefliche Recension von Göttingers Salomon Gessner, welche mehr von dem mittelmäßigen Dichter sagt, als das ganze Buch. — — —

Müller an Hegner.

21. November 1796.

— — — Du scheinst mir halb übel zu nehmen, was ich jüngst über Vernunft und Glauben²⁾ so hinwarf. Wir verstehen einander gewiß im Grunde recht gut darüber. Nochmals, ich begreife nicht recht, wie man diese beiden Sachen in Conflict sehen kann. Was ist diese Vernunft? Nicht etwa nur dieß oder jenes System von den Dingen, das wir uns, oder andere für uns gemacht haben? Da leugne ich freylich nicht, daß kaum eines sey, das nicht bisweilen vom Glauben, oder er von ihm genirt würde. Aber was ist dieser Glaube?

¹⁾ Diese „Theologischen Fragmente“ sind wohl das Manuscript des 1801 erschienenen Werkes: Theophil. Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferem Alter.

²⁾ Man vergleiche mit der folgenden Ausführung den Anhang des 7. Buches in Müllers Werk: Vom Glauben der Christen. Zweite Auflage. Winterthur, 1816 p. 310--325.

Ist er nicht etwa auch Mißverstand? Was heißt Glaube? Zutrauen. Und in dem biblischen Sinn: bald das Zutrauen, das Abraham u. a. auf Gottes, oft so sonderbar lautende, Verheißungen setzten; bald, Zutrauen auf diejenige Gesinnung der Gottheit gegen uns, die uns Jesus Christus, als der der sie allein wissen konnte, geoffenbart hat — und ein solch lebhaftes Zutrauen, daß es den Menschen endlich zu einem moralisch neuen Wesen macht; Zutrauen mithin auf die Wahrheit der Worte Jesu.

Diese Wahrheit darf mit der Vernunft, die ja nur Instrument der Erkenntniß ist, oder um allen Mißverstand auszuweichen, mit dem gesunden Menschenverstand auf alle Weise geprüft und untersucht werden. Seine Offenbarung ist ganz und gar nicht ein System gewisser Dogmen von der Natur Gottes, der Menschen u. s. f. Sie ist eine Botschaft, *εὐαγγέλιον*, von Gottes Liebe gegen uns; (Joh. 3. 16. 17.) eine historische Sache. Findet der prüfende Verstand, daß diese Botschaft oder vielmehr nur der Bothe nach allen Regeln der historischen Wahrscheinlichkeit, höchst glaubwürdig sey, so legt eben diese gesunde Vernunft die Pflicht auf, ihm zu glauben d. h. seiner Botschaft Zutrauen zu schenken.

Wie können Vernunft und Glaube jemals in Streit gerathen — wenn man nicht mit jener *praeconceptas opiniones* von der Natur der Dinge, dem Möglichen oder Unmöglichen; und mit diesem eine eingebilbete (von keinem vernünftigen Menschen je geforderte) Pflicht des blinden Annehmens aller Sätze irgend eines theologischen Systems, verwechselt? Freylich lassen sich eine Menge wunderbare Sachen in der Bibel mit den physischen und metaphysischen Begriffen, die abwechselnd unter dem menschlichen Geschlecht Vernunft genannt wurden, schwerlich reimen; aber was vermag im Grunde irgend ein menschliches System, und sollt' es auch vom scharfsinnigsten aller Sterblichen herrühren, gegen eine *rem facti*? (wenn sie wirklich das ist.)

Aristoteles, die Epikuräer, und eine Menge der denkendsten Köpfe haben mit ihrer Philosophie so ziemlich ausgemacht, daß „die Götter bei den Menschen nicht wohnen.“ (Dan. 2,11). Die heilige Schrift untersucht das zwar nicht, was sich auch wirklich aus den philosophischen Begriffen von der Natur Gottes nicht ausmachen läßt, liefert aber eine Menge *Thatbeispiele*, „daß die Götter allerdings bei den Menschen wohnen.“ Hier ist die letzte Schanze, worüber sich Vernunft und Glaube fechten. Der Streit gegen diese oder jene Wunderbegebenheiten ist nur ein Vorpostengefecht.

Ist aber Aristotelis etc. Lehre etwas mehr, als ihr Hirngespinnst? und wer, der das einseht, wird dem ein *factum* zur Prüfung unterwerfen, wer es ihm vollends nachsetzen wollen? Du wirst sagen: das sind lauter bekannte Sachen! freilich, aber auch meistens vergessen. „Wahnwitz, wenn er epidemisch wird, heißt Vernunft“ sagt Hamann irgendwo sehr stark. Ich nenne es milder, Hirngespinnste.

Der fatale Mißgriff, die Christliche Religion für ein System von Lehrsätzen über die Natur der Dinge und über unsere Pflichten zu halten, ist das *πρωτον ψευδος*, das eine Menge unnützer Einwürfe und eben solcher Widerlegungen wieder und für das Christenthum hervorgebracht hat. — — —

— — — Du weißt, wir haben auch schon von des Pseudo-Abdiae¹⁾ miserablen Romanen *de vita, certamine etc. Apostolorum* geredt, und daß ich glaube, eine Menge Contes kommen daher, und aus andern apocryphischen Sudeleien. Habe auch einmal Lavater darauf geführt, der diesen Abdias (welches mir merkwürdig war) sehr in Schutz nahm. Vor etwa 100 Jahren haben die Gichtelianer, Leute die allerhand Offenbarungen und Gesichter erwarteten, viel aus diesem Abdias gemacht, und ihn ins Deutsche übersetzt, nebst

¹⁾ Abdias, dem angeblichen Bischof von Babylon wurde ein Werk, betitelt: *De historia apostolici certaminis libri X* zugeschrieben, welches im Jahre 1551 zum ersten Mal veröffentlicht worden ist.

andern dergleichen Apocryphis. Es wurde aber schon damals ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß die Katholiken im Spiele lägen. Denn wirklich hat auch dieser Abdias über das Mönchs- und Nonnenwesen, die Abstinenz u. a. viel, das den Katholiken gut zu statten kommt.

Du hast es wohl auch gehört, wie man die Geister prüfen müsse, und daß kein falscher Geist sich Jesum zu nennen wagen dürfe. Auch dies ist nichts neues. Der Geist, der aus einigen Inspirirten im Anfang dieses Jahrhunderts redte, nannte sich ganz gerade heraus so. Wie er aber endlich auf Lappalien kam, und solche befahl, gingen den Leuten zu rechter Zeit noch die Augen auf, einer aber war nah dabei, ein Atheiste zu werden. D[octo]r L[avater] sprach gerade so mit mir; daß er unmöglich mehr glauben könnte an Gott, Gebetserhörnung u. dgl. wenn das und das falsch sey! — wiederum *praeconceptae opinionones* — das höchste Wesen könne und müsse nicht anders handeln, als wir gut und anständig für Es finden. — — —

Hegner an Müller,

19. Dezember 1796.

— — — Dein Bruder ist ein trefflicher Mann, und Bodmer ein excellenter Brieffschreiber; man kann von ihm das Gegentheil sagen, was er von Künzli sagt, er schreibt mittelmäßige Bücher und schöne Briefe — wenn er nur auch leserlicher geschrieben hätte! Ich habe gegenwärtig seine Briefe an den verstorbenen Schultheiß Sulzer¹⁾, aber die abscheuliche Handschrift schreckt mich beinahe davon ab. — — —

— — — Damit ich dir auch à la Bodmer *Politica* schreibe, so wiße, daß der hiesige Klein und große Rath gegenwärtig einen epineusen Fall zu behandeln hat. Die Zürcher haben auch uns ihr Bürgerrecht eröffnet, und man fürchtet, daß sich einige hiesige Bürger darum melden werden. Nun ist man besorgt, daß ein solcher, wenn er Bürger in Zürich ist, theils in Ansehung der kaufmännischen Verhältnisse, theils wegen Appellationen, theils auch wegen dem Conflict, worin wir unserer Stadtjachen wegen oft mit Zürich kommen, unserer Stadt schädlich seyn möchte, und doch macht man sich Bedenken, um Unsere Gnädigen Herrn und Obern nicht für den Kopf zu stoßen, dem der Bürger in Zürich ist, das hiesige Bürgerrecht aufzugeben. Man ist also sehr in Verlegenheit und hat eine Commission niedergesetzt, die alles *pro* und *contra* untersuche, und Conditionen vorseze, wie allen falls ein solches Amphibium zu behandeln wäre. — Da ich, wie bekannt, eine Stelle von Zürich besize, so bin ich natürlicher Weise im Ausstand, und meliere mich in das Geschäft nicht.

9. Februar 1797.

— — — Heute nachdem ich sehr lange nicht von Lavater gehört, erhielt ich wieder 2 sogenannte Cahiers, worin, wie ich im Durchfluge gesehen, interessante Nachrichten vorkommen — unter anderem daß und wie der saubere Vogel Hermann von der Polizei in Bern arretiert worden, und Lavater dem Galgenvogel einen zärtlichen Brief schrieb u. — — —

Müller an Hegner.

14. Februar 1797.

— — — Ueber den Andelfinger Lavater²⁾ denken wir ganz gleich. Immer schade um diesen trefflichen Kopf, daß er, wie ich ihm neulich geschrieben, nie in seinem Innern im Gleichgewicht ist, und immer zwischen zwei Principien, die abwechselnd in ihm herrschen, herumgeschleudert wird. Das Nachäffen Lavater's ist

¹⁾ Johannes Sulzer von Winterthur, wurde 1759 Schultheiß; er war ein Freund Wielands. Vergl. S. Hirzel: Wieland und Martin und Regula Künzli. Leipzig 1891, pag. 65.

²⁾ Pfarrer Joh. Wilh. Beith.

wirklich ein eingewurzelter Fehler, und im Grunde recht läppisch. Man verliert sich selbst gänzlich durch so etwas. Wenn ohne mein Wissen etwas der Art auch an mir wäre, so wünschte ich, es sagte mirs jemand, denn an andern ist's mir unausstehlich. Und gewöhnlich macht man nur die Thorheiten anderer nach. Er war auch hier, nahm sich aber vor allerhand in Acht, wovon er wohl weiß, daß ichs nicht leiden mag; z. B. er hat mir mit Vorlesen seiner Verse oder gereimten Prosa so ziemlich verschont. Er steht mit einigen Talentreichen guten Mädchen allhier in Verbindung, und da fürchte ich nur, hab' es ihm auch gesagt, er verpfuscht sie mit raffinirten Empfindungen und Sentiments. Unsern Frauen muß man hierin gelten lassen, die gehen gerad' und raffiniren nicht, haben sich aber auch vorzüglich damit unser würdig gemacht. Einmal nahm ich ihn scharf in die Kluppe, und ließ ihn nicht nisi plena cruoris hirundo — über die viel größere Wirkung der Wissenschaften als der Künste, oder heller Verstandes Ideen als Phantasien — auf die Menschheit überhaupt und den einzelnen Menschen. Endlich mußte er mir nachgeben. Das Ende vom Lied ist allemahl eine reumüthige Sündenbeichte und ein heiliges Versprechen, künftig mehr an der Kultur seines Geistes zu arbeiten als seither. Dabey aber bleibt es. — — —

Hegner an Müller.

27. Februar 1797.

— — — Ich lese gegenwärtig Chamforts Werke. — — — Er spricht wenig oder nicht von sich selbst, und war ein hypochondrischer Misanthrop. Rochefaucaults Maximen scheint die Liebe dictiert zu haben, im Vergleich mit Chamforts seinen. Verstand fehlt ihnen freylich nicht. Im ersten Theil steht sein elendes Leben, das freylich auf saubere Geständnisse muthmaßen läßt¹⁾ — — —

Müller an Hegner.

24. März 1797.

— — — Für deine Noten zu den Theologischen Fragmenten sage ich großen großen Dank. Dein Nefen thut mir nicht weh, Psalm 141,5 ich weiß wohl wies gemeint ist und neke nur wieder. — — —

Hegner an Müller.

26. März 1797.

— — — Die Herzensergießungen des Klosterbruders²⁾ kenn ich auch nur aus der Recension, die auch mich angelobt hat. Das Buch ist aber hier nicht zu haben. Ich hätte schon lange gern so etwas geschrieben, aber nebst meiner Unwissenheit steht mir auch meine Unbeständigkeit im Wege, so daß ich kaum ein Buch ganz lesen, geschweige eins schreiben kann.

Müller an Hegner.

17. April 1797.

— — — Sonst habe ich nichts neues, bekomme aber in wenig Wochen eine ganze Parthie Englischer u. a. Kupferstiche, die ich gemeinschaftlich mit Oncle Gaupp um einen wohlfeilen Preis gekauft. Es ist sonderbar: Das lebhafteste Interesse für Kunstfachen erlischt allemal ein wenig, wenn litterarische Beschäftigungen mich eine Weile ganz an sich ziehen. Für mich ist da doch weit mehr Genuß zu finden; jene lernte ich zu spät kennen, und bin villeicht zu schwerfällig dafür. Der Geist ist nicht recht offen für diese feinern Schönheiten. — — —

¹⁾ Zu vergleichen ist was Hegner in seinen Gesammelten Schriften Bd. V p. 361 über Chamfort sagt.

²⁾ Wilh. Heinr. Wadenroder 1773—1798: Herzensergießungen eines Klosterbruders. Berlin 1797.

Hegner an Müller.

3. Mai 1797.

— — — Hast du den Meßcatalog schon gesehen? Göthe wird abscheulich mitgenommen wegen der Xenien. Ich habe schon etwa 5 Brochüren dagegen gesammelt, und erwarte noch mehrere. Claudius sagt „Göthe habe seinen bessern Abel erwürgt.“ Das ist zehnmal ärger als alles was Göthe von ihm gesagt hat. So wie sich die Ungläubigen vor Spott, so haben sich die Gläubigen vor Grimm zu hüten.¹⁾ — — —

Müller an Hegner.

22. Mai 1797.

— — — Heut Nacht hatte ich wieder einen lieblich belehrenden Traum vom Zustand der Seele nach dem Tod. Meine besten Ideen lernte ich Träumen ab. Darüber wirst du lächeln; aber du weißt doch, daß dein Freund ein gebokrner Schwärmer ist.

Von Herder erhielt ich seinen Johannes, mit einem allerliebsten Brief. Lesen konnte ich ihn in dem Verm noch nicht; aber hineinblicken, und was ich fand, schien mir sehr deutlich und richtig. Aber in Zürich kanns nicht gefallen. — — —

Hegner an Müller.

12. Juni 1797.

— — — Von den Meßbüchern ist noch nicht viel hier. Daß Herder von einem Theil seiner Humanitätsbriefe einen Bogen zurückgenommen (den man von allen schon ausgegebenen Exemplaren wieder eingezogen) wegen Versen über den Menschenhandel des verstorbenen Landgrafen von Hessenassel, wirst du wissen. — — —

Müller an Hegner.

[?] September 1797.

— — — Mein Bruder kam am Jakobitag hier an und ging nach 6 Tagen weiters in die Schweiz. — — Er hat mir wirklich große Freude gemacht, denn er ist noch ganz so Kind und so human und einfach wie er immer war. — — Kurz wir haben herrliche Tage mit einander verlebt. Mündlich will ich dir mehr erzählen. Ich habe ihm gesagt, daß, wenn er nach Winterthur komme, er dir nachfragen soll, und es wird geschehen. Ich weiß zwar wohl, daß du auf derley Ansichten nicht viel hältst, aber diesmal machst du wohl eine Ausnahme, weil er mein Bruder ist. Zeig ihm auch deine Portraits in deinem Zimmerchen, und oben den Cromwell. Von Kunst versteht er zwar, ich muß es recht stark ausdrücken, noch sehen mahl weniger als sein Bruder, aber er kennt die Leute alle aus der Historie. Von ihm habe ich auch ein herrliches Portrait von Herder erhalten (avant la lettre) das von einem Wiener gestochen worden, aber noch nicht ausgegeben wird. Sitzend, ein Kniestück — nur ein klein wenig zu jung. — — —

2. Oktober 1797.

Daß du mit meinem Bruder²⁾, und mit mir auch — zufrieden gewesen, das freut mich aufrichtig. Der Bruder hat unterwegs und seither bisweilen und nie ohne Freundschaft von dir und deiner Frau ge-

¹⁾ Zu vergleichen ist, was Hegner in den Gesamm. Schriften, Bd. V p. 293 über Goethe und Claudius sagt.

²⁾ Autobiogr. pag. 198 bis 200: Im September war dieser Bruder Johannes selbst bey uns zu Mittag. Geist und Leben und Gewandtheit des Umgangs. Etwas zuwider waren mir seine körperlichen freundschaftlichen Anschließungen, und ihm meine dumme schüchterne Kälte. — Er war von Wien aus in die Schweiz gekommen (von dem Minister Thugut beauftragt?) um zu sehen, was aus der immer überhandnehmenden politischen Unordnung und dem geheimen Einwirken der französischen Regierung werden wolte. Es gelang ihm auch, das ganze Spiel sehr klar einzusehen, und das untere und obere der Karten zu enthüllen, so daß er uns die im Rath der Dämonen Frankreichs zum Voraus beschlossene politische Veränderung der Schweiz, und alle Punkte neuer Begehrlichkeit, die man dem Volke in den Mund legte, in Geheim und ehe das Gewitter losbrach, darstellte und entwickelte. Da aber sein eben so milder als durchdringender Geist, der auch in der Finsterniß nach Licht sah, zur möglichsten Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist und die Uebermacht rieth, so fand er bey den hohen Ständen kein Gehör, und wurde noch mit scheelen Augen angesehen.

sprochen, und bezeugt, daß es ihm recht wohl bey Euch gewesen. Er hat für das häusliche Leben mehr Gefühl behalten, als ich vorher erwarten konnte, da er nun seit 23 Jahren auswärts in großen Cercles gelebt. Die Reise war ihm überhaupt äußerst vergnügt und gestern morgen hat er uns, nach einem stägigen Aufenthalt nicht ohne Rührung verlassen. Am 4. oder 5. November kömmt er aber wieder. Bis dann reiset er mit seinem treulichen Michel in der Schweiz herum. Er hat noch einen Bedienten, Bellois, in Wien, von dem ich dir, glaube ich, auch schon gesprochen habe; einen zänkischen Kerl, den er so lang bloß aus dem Grund behält „weil kein Mensch ihn nehmen“ und er also brodtlos seyn würde. Daß er diesen nicht bey sich hatte, vermehrte sein Vergnügen, denn Zank ist ihm unausstehlich. So wahrhaft groß und weitumfassend sein Geist ist, so kindlich ist sein Herz. — — —

Hegner an Müller.

18. October 1797.

— — — Meine Hauptlectüre ist gegenwärtig noch immer der Gibbon, mit dem ich mich wohl noch eine geraume Zeit werde schleppen müssen. Unterdeßen muß ich gestehen, je weiter er in die dunkeln Zeiten hinein-geht, desto interessanter wird er mir. Das aber gefällt mir nicht an ihm, daß er, so wie noch viele andre Historiker, das Unglück weitläufig und das Glück kurz beschreibt, daß er schreckliche Zeiten düster ausmahlt, ohne ein einziges Vergißmeinnicht der Freude für den niedergeschlagenen Leser zupflücken. Bei der Erzählung einzelner Epochen oder Kriege mag das angehen, aber wo eine Geschichte Jahrhunderte lang durchgeführt wird, da sollten sich doch auch manche Scenen auffinden, wo die liebende Fürsorge bitterm Schmerz mit unerwarteter süßer Freude linderte. So wie dieses bey einzelnen Menschen geschieht, so wird es gewiß auch im Ganzen seyn¹⁾. — — —

13. November 1797.

— — — Heute habe ich in Lavaters Oration über Felix und Regula gelesen. Welch eine Kühnheit, dieses alles den Zürichern unter die Nasen zu sagen. Wirz hat die Rede ins Deutsche übersetzt zum Nutzen und Frommen der Frauen; — — —

Müller an Hegner.

28. November 1797.

— — — Sonntags ist der neue Wunderthäter, Herr Heinrich Lavater,²⁾ cidevant orfevre, Marchand et Banqueroutier de Zurich bey mir gewesen. Er behauptet mit bloßer Berührung seiner Hand Krankheiten heilen zu können, und wurde von seinem Bruder nach Zürich beschieden; unterwegs aber soll er (er kommt von Stein) bey mir ankehren — ich ihm Kranke zuführen, und er sie heilen zc. Ich habe mir das gehorsamst verboten, denn mein Haus soll kein Miraculatorium werden, und bin über die Zumuthung etwas ungehalten gewesen. Caspar glaubt, und wird wahrscheinlich noch mehr glauben, da der Mann, obgleich er sich schlecht ausdrückt, ganz nach seinen nun 30jährigen Ideen spricht. Billeicht aber thut er in Zürich gar nichts, denn er sagt, seine Kraft sey gelähmt, wenn jemand in der Nähe sey, gegen den er Antipathie habe, z. B. der Rathsherr Lavater wieder welchen er gräßlich schmält, obschon dieser seine Kinder erzieht. Lavater schrieb mir, ich möchte „mit Zutruenmachender Achtung“ mit ihm von der Sache reden. Das war aber gar nicht

¹⁾ Zu vergleichen ist, was Hegner in seinen Gesamm. Schriften, Bd. V, pag. 281 über Gibbon sagt.

²⁾ Bruder Joh. Kasp. Lavaters.

nöthig, denn er selbst redete mit gemeinbürgerlicher Lustigkeit davon. Er kann auch auf die gleiche Weise Ge-
wissensbisse erregen und wieder stillen, entseßlich bang und sinnlich wohl machen, wies der Patient haben will.
Er plaudert so gern, so viel, ich vermuthe auch, so unvorsichtig davon, daß die Sache bald kund seyn wird.
Ehemals war er ein Capitalschlingel; vilsleicht ist er nun besser; ich will ihn nicht beurtheilen. Gott habe
ihm diese Gabe gegeben. Sich selbst kann er nicht curieren; weil er ein großer Sünder sey; aber einem
tugendhaften Menschen kann er die Hand weihen, daß dieser ihn und andere curieren kann. — — —

Hegner an Müller.

4. Dezember 1797.

— — — Dank für die Nachricht von dem neuen Wunderthäter. Lavater schrieb mir neulich: Die unsichtbare
Welt fange sich wieder an zu regen; wenns das ist, so hat sie wieder einen saubern Chargé d'affaires ge-
wählt. Wenn der ein Rüstzeug des Glaubens seyn soll, so werden sich viele durch Unglauben versündigen.
Einmal ich kann nicht begreifen, wie der liebe Gott Geschmac an ihm habe finden können. — — —

Müller an Hegner.

8. Dezember 1797.

— — — Heinrich Thaumaturgus ist wieder zurück; mit einem Schein, daß er eines gewissen Dänikers
Frau am Knie curirt habe. Er hat mir gesagt, daß ihm sein Bruder verbothen habe, mir viel davon zu reden,
„denn ich glaube nicht daran“. Indessen weiß ich nun alles aufs Häärchen von ihm, und habe auch hier Ge-
legenheit gehabt, Proben von der lebenswürdigen Gutmüthigkeit, aber auch unbegreiflichen Leichtgläubigkeit
unseres Freundes zu erfahren. Des Heinrich Kunst glaube ich ganz zu kennen: etwas vermag er bei Leuten
von kernfestem Glauben auf die Nerven, aber bloß vorübergehend, zu wirken, das ist alles, und das muß man
ihm lassen. Es kapuzinert mir aber etwas aus ihm entgegen, das sehr gemein ist.

18. Dezember 1797.

— — — Heut Abends kömmt mein Bruder von Basel her und wird Uebermorgen nach Wien abreisen. Die
Franzosen hätten es gern gesehen wenn er als Gesandter von der Schweiz nach Rastatt gekommen wäre, das
konnte aber nicht seyn. Die Agenten in Basel haben ihn alle sehr lieb gewonnen. In Zürich (ich habe es
aber nur von Veith) soll man unzufrieden mit ihm seyn, weil er Unzufriedenheit mit ihrer Politik, besonders
der gegen das Landvolk, geäußert habe. Seine Vorschläge, die er wegen Erhaltung der Freyheit durch Infusion
eines neuen Geistes in die Politik, an Zürich und Bern gethan, würden nirgends mehr Widerstand als in
Zürich finden. — — —

Hegner an Müller.

23. Dezember 1797.

— — — Sodann muß ich dir melden, daß ich so eben (Weynachtsabend um 7 Uhr) meiner andächtigen Ge-
mahlin den Erhabenheit prärendierenden Galimathias des ersten Gesangs der Klopstockischen Mesfiade vorgelesen
habe, und über die Pralereyen des Klopstockischen Gottes und die Reise seines himmlischen Stadtbothen Gabriel
Langeweile bekommen habe. Ich hoffe das menschliche in den folgenden Gesängen werde unterhaltender seyn.
Ferner hab ich heute auch einen Theil von Herders „Gottes Sohn nach Johannes“ mit Vergnügen
und Belehrung gelesen; schon die Vorrede, wie vortreflich ist sie! Morgens hoffe ich, es auszulesen, und
dadurch in Erkenntniß der Wahrheit wieder etwas weiter gekommen zu seyn. — — —

Müller an Hegner.

9. Januar 1798.

— — — Alius rerum nascitur ordo — und jeder Tag beschleunigt diese neue Ordnung. Die von der Tagsatzung vorgeschlagene Bundes-Erneuerung ist eine bloße Ceremonie, wobei das cui bono schwerlich abzusehen. Ich glaube aber nicht, daß sie gelingen werde, Appenzell J. R. und Glarus werden sich widersetzen. Sie und die immer wichtiger werdende demokratische Parthey in der Schweiz wollen zwar auch eine Bundes-Erneuerung, aber mit gleichen Verpflichtungen für alle Cantons und Zugewandte Orte, um einmal die vielen kleinen Staaten der Schweiz zu Einer Nation zu machen — und was dann noch weiters im Hintergrund für Folgerungen hieraus entstehen.

Der Aristokratismus allenthalben, besonders in Z[ürich] und B[asel] bläst auf dem letzten Lächlein, aber nur desto lauter. Es geht nicht mehr. Und verändern die Regierungen nicht freiwillig ihr seitheriges oligarchisches System, so kommen die Franzosen und thun es, und dann wird es uns theuer zu stehen kommen. Pays de Vaud wird — wenn nicht aller Anschein betrügt, ein eigener Canton werden; so auch die gemeinen Herrschaften; die Städte-Cantons sollen sich unter einander und ihren Unterthanen Bürgerrecht, Handelsfreyheit &c. geben; alle Klöster aufgehoben, item alle Lehensverbindlichkeiten und Bündten in den Bund, mit doppelter Repräsentation; eine beständige Tagsatzung (Directorium!) für die auswärtigen und allgemeinen Geschäfte und für das Militare und alles soll public verhandelt werden, die ganze Schweiz in XXIII gleiche Cantone etc. etc. Das alles sind Punkte eines großen Plans, dessen Ausführung aber schwerlich ohne fremde Einmischung, wohl gar ohne Blutvergießen geschehen wird. Du kannst Denken was die Aristokraten für Gesichter dazu machen.

Mein Bruder hat sie alle, durch feurige Briefe, die er allenthalben herum schrieb (und die in elenden Copien circuliren) sich zu bitteren Feinden gemacht. Hiskopf, Dummkopf, Zweijüngler sind noch gnädige Namen, die man ihm gibt. Seine Gesinnungen kenne ich aus mehreren Schriften, die ich dir zeigen will, aber nicht schicken darf. Man will aber seiner Hülfe durchaus nicht. Es ist leichter mit dem Papst, mit Kaiser, nicht schicken darf. Man will aber seiner Hülfe durchaus nicht. Es ist leichter mit dem Papst, mit Kaiser, König und Fürsten zu tractiren, als mit löbl. Canton Schaffhausen; wie viel mehr noch mit den Herrn der Erde zu Z[ürich] B[asel] &c. Die kriegerischen Anstalten sammt dem ganzen Benehmen der Z[ürcher] und B[asler] nennt er „puissancen“, das wurde ihm erschrecklich übel genommen; auch daß er mit Mengaud etc. zu Basel Umgang gehabt; auch daß die kühnern Franzosen selbst wollten, daß er in der Schweiz bliebe, um den Folgen etwaniger Mißverständnisse vorzubeugen.

— — — In Lavaters Cahier fand ich die Weissagung des Petrus de Alliaco¹⁾ von 1425 al. 1789 Antichristum exoriturum. Ich habe sie bei Mabillon²⁾ ad epist. St. Bernhards nachgesucht und richtig gefunden. Ich wünschte anstatt der geheimen Medicin — — — würdest du mir zu gefallen die Gründe der Astrologie ein wenig sondiren, denn ich weiß nun gewiß, daß da mehr steckt als man glauben will. Auch Petrus de Alliaco hat seine Weissagungen aus der Astrologie³⁾. — — —

— — — Die Gestalt der Zeiten verfolgt mich wie ein Gespenst bey allem was ich thue, oft in schlaflosen Nächten. Ich muß mich recht fest halten, um vom Schein mich nicht hinreißen zu lassen, und meinen Beruf für einmahl fest im Auge zu behalten, ne dimovear. Es ist nun gar nicht mehr die Rede was de jure

¹⁾ Pierre d'Ailly 1350–1425; Vergl. J. G. Müller: Theophil. Unterhaltungen über die christliche Religion u. s. w. Zürich 1801 pag. 180.

²⁾ Jean Mabillon 1632–1707.

³⁾ Vergl. J. G. Müller: Theophil, Unterhaltungen über die christliche Religion u. s. w. Zürich 1801; pag. 172 ff.

sey, sondern was unsere Rettung, was der Geist der Zeiten von uns fordere? Es bleibt gewiß nicht bey blinden Wehen, und kömmt ein Kind zur Welt, Gott gebe, kein Wechselbalg! So lang gingen die Zeiten schwanger und nun will man die Geburt mit Gewalt im Mutterleib zurückbehalten! Es geht nicht mehr, aber die guten Herren wollen das nicht begreifen. — — —

Hegner an Müller.

15. Januar 1798.

— — — Sage mir doch nichts von der Astrologie. Gesezt auch, es seye was daran, was ist schon herausgekommen? Unbestimmte Weißagungen, die Niemand genützt. Wenn auch der, von dem du schreibst, prophezeit hat, daß 1789 der Antichrist kommen werde, für wen war diese Prophezey nützlich, wem konnte sie was helfen? Ihm und seinen Zeitgenossen nicht, spätern Todten auch nicht. Also den jezlebenden? Wer glaubt sie? Du nicht und ich nicht. Wir sagen aufs höchste „es ist wahrscheinlich, es könnte doch seyn“. Aber wir glauben noch lang nicht, wir gehen nicht davon aus, als von einem sichern Standpunkte, der unsern Wandel dirigiert. Wir haben das Gesez in uns, was brauchen wir dergleichen Normen? — Hingegen hilft die Medizin, heiße sie wie sie wolle, doch meinem gegenwärtigen Uebel ab. — — —

Müller an Hegner.

[?] Jan. 1798.

Diese Woche hatte ich einen großen Sturm zu bestehen, wegen dem, wohl auch zu Winterthur bekannt gewordenen Brief meines Bruders, aus welchem in Poffelts Zeitung ein eselmäßig oder boshaft verstümmelter Auszug stand. Ich ließ eine Duplik circuliren, und mußte nun ebenfalls ein Jacobiner seyn. Die Personae des Drama waren: ich, einige wenige Vernünftige, rari nantes in gurgite vasto, und der ganze frisirte Pöbel. Mir, der ich gerne stille lebe, war diese Fehde nun höchst unangenehm, und nicht ohne Grund befürchtete ich zuletzt einen Auflauf der Bürgerschaft — aber siehe, diese war vernünftiger. Jetzt scheint sich das Gerede gelegt zu haben. — — —

Hegner an Müller.

21. Januar 1798.

— — — Morgens kommen ein Quartier Landleute bey Töb und ein anders bey Oberwinterthur zusammen, wo ihnen von den Deputierten der Hauptstadt, die, wie mir Lavater schrieb „wie Augen des Herrn in allen Landen umherziehen, die zu stärken, die wanken und alles Gute zu verheißen“ eine Proclamation vorgelesen und sie aufgefordert werden, allfällige Beschwerden an Behörden einzugeben. Die Augen des Herrn, welche in unsre Gegend kommen, sind Hr. Zunstnstr. Weber, Ztr. Schultheß Rheinhard und noch einer. An Winterthur ist noch nichts gelangt, wir erwarten es aber, und bereiten uns vor. Ich hoffe auf Souveränität des Volks werde man bey uns eben nicht abstellen, aber doch einiges anders wünschen. Doch genug.

So eben kommt auch ein Schreiben an unsern Magistrat, worin unsrer Bürgerschaft das gleiche Anerbieten, wie den Landleuten gethan wird. Vermuthlich wird vom Kleinen und Großen Rath eine Commission zur Untersuchung unsrer Beschwerden niedergesezt werden, welcher bezuzwohnen ich schwerlich werde ausweichen können. — — —

28. Januar 1798.

— — — Schon in Hetlingen¹⁾ erfuhren wir, daß bey uns alles wieder ruhig seye. Der Stadtschreiber war da, um den Hetlingern die zürcherische Proclamation zu proclamieren, der erzählte mir, daß sich Freytag mittags der Kleine und Große Rath versammelt habe, um zu entscheiden, ob man das Petikum einiger Bürger und

¹⁾ Auf der Rückkehr von einem Besuch bei Müller in Schaffhausen.

auch einiger Mitglieder des Großen Rath's annehmen wolle, Bürger in die Commission zu nehmen. Auf einen weitläufigen Vortrag von Hr. Schultheiß Hegner über das Verfassungswidrige des Begehrens seyen die widerspenstigen Mitglieder des Großen Rath's ganz andern Sinnes geworden, und die ganze Versammlung habe feyerlich und einmüthig gelobt, für unsere Verfassung wie Ein Mann zu stehen, und ohne Nothwendigkeit von außen nichts daran verändern zu lassen. —

Heute wurde ich nach Kyburg berufen, und erfuhr, daß die Zürcher es noch sehr bedenklich finden, dem Land den freyen Handel zu bewilligen; sie haben freylich etwas ähnliches im Sinn, aber so beschnitten und modifiziert, daß so viel wie nichts dabey herauskäme. Also noch über den ersten Punkt, der gewiß allgemein begehrt werden wird, machen sie noch Bedenken! Es ist beynah als wollen sie mit Fleiß ihre gefährliche Lage nicht kennen. Wenn doch nur dein Bruder mit seinen Philippischen Reden bald herausrückte. Befreyung vom kleinen Zehnten, Aufhebung des Abzugs in den verschiedenen Herrschaften des Cantons Zürich und dergleichen haben sie scheint's nur gar nicht erwartet. Ich habe so gar gehört, wovon aber Hr. Landvogt nichts wissen wollte, die Zürcher wollen eine Besatzung in ihre Stadt legen, ich kanns aber nicht glauben, ein solches unzeitiges Mißtrauen würde jedem Unglück die Thüre öffnen. — — —

1. Februar 1798.

Ich denke, ich plage dich nicht, mein Lieber, wenn ich dir Etwas von unsern Neuigkeiten melde. Erst von dem Lande. Gestern wurden Compagnien von Zürich aus aufgeboden, um die Grenzen zu besetzen. Schleunig versammelten noch am Abend und in der Nacht die Volksführer Gemeinden an fast allen Orten, um sie aufzufordern auf heute Ausschüße in Landrichter Bretschers Haus nach Töb zu senden. Man war in banger Erwartung was der Erfolg dieser Versammlung seyn würde, und erzählte von abscheulichen Projecten, wovon aber Gott sey Dank nichts erfolgte, sondern sie müßen sich sehr artig im Ganzen benommen haben. Sie beschloßen, sogleich Abgeordnete nach Zürich zu schicken, um zu vernehmen, ob die aufgebodenen Truppen zu einer Garnison in Zürich oder gegen einen auswärtigen Feind bestimmt seyen. Im erstern Fall gehe kein Mann, im Letztern alles. (Der Enthusiasmus die Franzosen nicht herein zu lassen ist allgemein und außerordentlich). Von Beschwern ist diesmal nicht die Rede. Wird aber wohl von den nach Zürich gegangenen Ausschüßen zur Sprache kommen. — Hingegen hat das Auseramt nach Aufzage eines Marthalers der heute bey mir war, einmüthig beschloßen, die Basler Constitution anzunehmen, vermuthlich verstehen sie darunter, die Freyheit ihre Constitutionen nach Belieben einzurichten; sie haben auch etliche zwanzig Artikel aufgesetzt, die sie den Herrn von Zürich vorlegen wollen, ehe sie marschieren, auf deren Zusicherung aber sie marschieren wollen. Ein Glück ist es, daß die Volksführer sich alle Mühe geben Exceße der Anarchie zu verhüten, und Hofnung da ist, daß ihre Anstalten und die Gesinnungen des Volks dieses Uebel verhüten werden. Bey uns in der Stadt herrscht die allgemeine Gesinnung, *ne quid res publica detrimenti capiat*. Ich hoffe auch, der unglückliche Einfall den einige hatten, eine provisorische Regierung bey uns einzuführen, seye glücklich vermieden[?] und verhütet. Wären nur alle Schweizer einträchtig. — — —

8. Februar 1798.

Gestern wurde unsre kleine Revolution auch gemacht. Der kleine und große Rath und das Stadtgericht giengen unter Vortragung Panners und Schwerts von dem Rathhauß aus Paarweise in die Kirche, wo die Gemeind versammelt war, in deren Hände alle ihre Stellen niederlegten (dieses that nemlich Hr. Amtschultheiß im Namen aller). Die Burgerschaft setzte aber sogleich alle Magistratsglieder wieder provisorisch in ihre Stellen ein. Dann wurden noch zu einer Commission von 8 Magistratsgliedern, die schon niedergesetzt

war (zur Untersuchung und Vaidung für Rath von neuen Angelegenheiten) 8 Bürger von der Burgerschaft gewählt. Worauf Hr. Amtschultheiß mit einer Dankrede den Actus endigte. Kaum war er fertig mit reden, riefen alle Bürger, wie aus einem Munde: Es leben unsre gnädigen Herrn! — Ein Ausruf der nicht sehr revolutionär klingt. Auch wurde der übrige Theil des Tages nicht sehr lärmend zugebracht. Man fürchtet sich hier, unsre Stadt werde durch eine Veränderung nicht sehr gewinnen. — — —

— — — Nach sichern Briefen aus Basel hat Mengaud aus Paris etliche Broschüren bekommen, betitelt: Plan zu einer neuen Regierungsverfassung der Schweiz. Ein Buchbindergefelle von hier, mein Vetter, der in Basel arbeitet, hat das Werk selbst broschirt. — Fäsis Plan eines Arrondissements der Schweiz soll auf unsrer Landschaft circulieren. Sey doch so gut, mir solchen für Bezahlung abschreiben zu lassen, und zu communicieren. Für Mißbrauch kannst du ohne Sorgen seyn. Ich wünschte, daß es mit nächstem Boten geschehen könnte. Ich muß mich leider mehr in die Sachen mischen, als mir lieb ist. Bete daß ich nicht Deputierter nach Zürich werde!

Die letzte Erklärung von Zürich, beyliegend, wollen die Volksführer noch nicht annehmen, sie finden noch geheime Vorbehaltungen darin, und wollen haben die Repräsentanten müssen nach der Volkszahl gewählt werden.

Heute haben sie einen Congreß in Stäfa der entscheiden wird.

Alles wird müssen das gleiche thun, die Entzweyung mehrt sich täglich, wer will widerstehn?

— — — Vom Thurgau ist alles still. Sie haben sich independent erklärt und seyen nun ruhig. Der Prälat in der Carthaus solle der Wache ungeachtet, entronnen seyn.

11. Februar 1798.

— — — Beynahe wäre ich Deputierter zum Landes-Congreß geworden. Ich stellte aber der Gemeind vor, daß ich mit Eyd und Pflicht an die Landschreiberey gebunden sey, und also mit gutem Gewissen keine andre Stelle die mich vermuthlich auf lange von jener entfernen würde, annehmen könne. Unterdeßen mußte ich doch über mich stimmen lassen. Herr Rathsherr Kirchhofer hatte aber das Mehr. Gott lob; er ist der geschicktere zu langwierigen Unterhandlungen. Dafür aber kam ich in das neu errichtete Committé, das halb aus Rathsgliedern und halb aus Bürgern besteht. Der 2te Deputierte ist Herr Schultheiß Hegner. Sie sind heute der Einladung zufolge auf Zürich verreißt. Es ist aber noch kein wirklicher Congreß etabliert, die Landauschüße sind sämtlich in Stäfa versammelt, und machen Zürich noch viele Schwierigkeiten wegen des Orts des Congreßes und der Zahl. — — —

— — — Auf unsrer Landschaft ist es wegen der verschieden denkenden Gemeinden sehr unruhig. Viele tragen schon Cocarden. Gestern wurde in Oberwinterthur ein Freyheitsbaum gepflanzt und der 66. Psalm dabey gesungen. In unsrer Burgerschaft herrscht ziemliche Ruhe. Alle Nacht ist eine Burgerwache, die Reihe ist noch nicht an mich gekommen.

Sonst bin ich gesund, und schlafe gut und gern. Die Gefahr macht mir oft Sorgen; sie ist aber eine Schule der Tugend, und lehrt des gegenwärtigen Tages weißlich zu genießen. — — —

12. Februar 1798.

Tröstliches weiß ich eben nicht viel zuschreiben, mein Lieber. Die Nachricht von Junker Statthalter Wyß aus Bern, von der ich dir glaub ich gestern schrieb, daß nemlich Negotiazionen in Lausanne angebahnt werden, hat hier die Gemüther wieder etwas beruhiget. Sonst herrscht immer noch eine gänzliche Unordnung.

In Stäfa haben sich Deputierte von 14 Quartieren niedergelassen, die sich Zürich nicht nähern wollen. In Zürich sind viele Deputierte vom Land versammelt, die heute Session hielten, vermuthlich, um sich über die absolut nothwendige Vereinigung mit den ungleich Denkenden zu berathen. Wir haben 2 wohlthätige Bürger nach Stäfa geschickt, sie wo möglich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Gott gebe es. — — —

26. Februar 1798.

— — — Neues weiß ich dir wenig zu melden. Es wird immer wahrscheinlicher, daß man zuletzt doch in den Plan einer allgemeinen Schweizerrepublik werde eintreten müssen. Die Basler richten sich schon darnach ein, und man muthmaßet, daß auch ein großer Theil der Zürcherischen Landesdeputation, diesen Zweck habe. — — —

[März] 1798.

Dein Brief kam nach Winterthur als ich nebst Hr. Rathsherr Steiner als Deputierter von hier in Zürich war, um Auskunft über unsre äußern und innern Angelegenheiten zubegehren. Nun sind wir wieder da, haben Auskunft erhalten, aber nicht die tröstlichste. Während unsrer Abwesenheit kam ein Schutzbrief von Mengaud nach Winterthur gleichen Inhalts wie der nach Arau gewesen. Hier ist die Abschrift. Dieß machte große Sensation unter unsrer Bürgerschaft, doch ereignete sich dabey ein rührender Vorfall. Es sollte nemlich Nachmittags eine Gemeinde gehalten werden, um Aufschüsse aus der Bürgerschaft zu wählen, welche den Verhandlungen des Comités und des Rathes über die Angelegenheiten der Zeit beywohnen sollten. Eine große Menge wohlmeinender Bürger begaben sich zu Hrn. Amtschultheiß und in den versammelten Rath, versicherten dieselben ihrer vollkommenen Treu und Ergebenheit, und baten sie, die Gemeinde aufzuschieben, die Erkenntnuß wegen des Zuzugs von Bürgern zu Verhandlungen freue sie zwar, präferiere ihnen aber nicht. Hingegen befürchteten sie, es möchte die Declaration Mengauds einige Köpfe so erhitzt haben, daß es zu unzeitigen und unbeliebigen Auftritten in der Gemeinde Anlaß geben könnte. Man erkannte diese Aeußerung mit Dank. Zürich scheint sich immer mehr der Democratisierung zu nähern, obwohl ungern, wie ein Patient, der eine unguete Arznei von Zeit zu Zeit absetzt, ehe er sie ganz austrinkt. Wir hörten in Zürich wenig neues, sie thun sehr geheim, welches mehr schadet als nützt. — — —

Heute wurden alle Piketern aufgeboten, nach Bern zuziehen. Beynahe kein Mensch gieng. Auch unser Freyhahnen von 36 Mann, der zu der Landmiliz gehört, schlug es ab. Es ist vielleicht eben so gut. Hier thun die Bürger beständige Wache bey Nacht, es wird auch bald an mich kommen. Wir haben oft kleinen und großen Rath bis in die Nacht hinein. — — —

8. März 1798.

— — — es sieht hier traurig aus. Die Landleute versammeln sich heute um auf Zürich zu marschieren. Kyburg (und andre Schlößer vermuthlich auch) sind besetzt von ihnen. Zürich ist verschloßen, und zum hartnäckigsten Widerstand gefaßt. Briefe passieren nicht mehr, heute brachte man mir wieder einen zurück.

Wir sind neutral, können uns in den Streit nicht mischen, haben unsern Freyhahnen, der schon in Zürich war, um gegen die Franzosen zu marschieren, zurückberufen, so auch die Deputierten. Der Mißverstand ist unbegreiflich und die Verwirrung der Gemüther.

12. [März] 1798.

Lieber Freund. Der Friede zwischen Stadt und Land ist nun gemacht. Heute empfiengen wir die offizielle Nachricht davon. Ich denke die Niederlage von Bern hat das meiste dabey gethan. Wie unruhige Tage wir gehabt, wird dir Maurer¹⁾ beschrieben haben, wir hatten 400 Mann Landtruppen hier, und in

¹⁾ Jaf. Maurer, Pflugesohn G. Müllers.

unserer Nachbarschaft herum gegen 5000. Es wollten mehr als 10000 Mann nach Tös kommen, konnten aber noch abgehalten werden. Die Leute betrogen sich aber ruhig. Gottlob daß Zürich nachgegeben, sonst wäre es schlimm abgelassen, denn die Köpfe waren schrecklich erhitzt. Vor den Franzosen fürchtet man sich bey uns nicht sehr, nicht daß man sich wehren wolle, sondern man glaubt, sie werden das Zürichgebieth nicht betreten. Man wird aber nun thun müssen, was sie wollen.

Die Hauptpunkte des Friedensschlusses zwischen Stadt und Land sind:

1. Niederlegung der provisorischen Regierung in die Hände des souveränen Volks.
2. Garnison von 1000 Mann Stadt- und Landtruppen, die sogleich organisiert und auf Unkosten des ganzen Lands unterhalten wird.
3. Künftig soll Stadt und Land als eine einzige Gemeinde, die alle ihre Schicksale und Rechte mit einander zu theilen haben, angesehen werden.
4. Abdankung der in den Waffen stehenden Truppen.
5. Öffentliche Widerrufung einer zürcherischen Proclamation gegen das Comité in Meylen.
6. Freye Rückkehr der Emigrierten (Man sagt Bürgermeister Wyß, Füsslin und Orell seyen fort).
7. Neue Nationalfarbe, die von der Landescommission soll bestimmt werden. Bis dahin Tragung der 3farbigen Kokarde der Landesauschüße.

Die Zürchertruppen sind aus dem Bernergebieth zurück, und einige werden wahrscheinlich heute hiedurch passieren. Keiner ist geblieben, sie sind nie ins Feuer gekommen.

Angst haben wir gehabt, leben nun aber wieder zimlich ruhig. Morgen muß ich auf Zürich zu unsern Deputierten, ich weiß nicht, ob auf kurz oder lang, hoffe aber ersteres. Melde mir auch, wies bey Euch stehe. Man muß nun in die Politik hinein, nolens volens. Gleichwol ist es nie unangenehmer, eine politische Rolle zu spielen, als in einer Revolution. — — —

— — — Was mich hier täglich ärgert, ist die abscheuliche Leichtgläubigkeit unserer Burger über schlimme Zeitungen. Man kann nicht genug wehren. Sie weiden sich ordentlich an den abentheuerlichsten Gerüchten, wie der Ochs am Klee. — — —

Müller an Hegner.

13. März 1798.

— — — Heut hat unser seitherige Rath beschlossen, auf Morgen abzudanken, und die seit 1411 bestandene Verfassung aufzugeben. Man wird heute Abend den Zünften ankündigen, und ich fürchte es gibt rauhe Stimmen. Mit dem Land läßt sich's kaum eben genug tragen. Sie sind immer voll Mißtrauen, dessen Gegenstand und Stoffe alle andere Tage abwechseln. Vorige Woche erwartete man zweymal in der Nacht einen Ueberfall, und die meisten Bürger waren unter den Waffen. Die 12 Landbeisitzer des Kleinen und Großen Rathes beruhigen uns zwar immer deswegen, aber es scheint, ihre Macht hat selbst schon merklich abgenommen. Von diesen 12 sind einige sehr brave und vernünftige Leute, mit denen sich sprechen läßt, und die es nun wohl einsehen, daß wir zu weit gekommen, um mit Vortheil wieder zurückzutreten.

Ob dieser totalen Demokratisirung wegen die Franken weniger zu uns und Euch kommen werden? das ist mir eine große Frage! besonders wenn sie dabey noch wie in Bern auf Auslieferung der Waffen bestünden. Der Pfarrer von Hauptwyl hat mir gesagt: das Thurgau, der Stand S. Gallen, Appenzell und Glarus wollen durchaus noch mit dem Landsturm einen Gang gegen die Franzosen wagen. Ich habe keinen Begriff, wie etwas anders (da sie keine Offizire haben) daraus entstehen könne, als noch größeres Elend, und

Verbreitung des Kriegs in unsere Gegenden; (moralische Ursachen machen mir das letztere ohne das wahrscheinlich.) Sie drohen blutige Rache allen, die sie seither vom Zuzug abgehalten, und allen Freunden der Franzosen.

Es könnte wohl dazu kommen, daß wir zufrieden sind, wenn man uns nur noch ein Holland seyn läßt, um nicht gar eine Vendée zu werden. Doch ich weiche selbst gern von dem Ueberblick aller traurigen Folgen dieser Staatsveränderungen weg — sie machen mich oft ganz muth- und hoffnungslos, und der schöne Frühlingshimmel kömmt mir wie ehern über uns vor. Anderemal blift mir ein schwacher Hoffnungsstrahl durch, daß doch für uns villeicht noch manches gute zu machen sey — wofern wir's nur unter uns machen können. Hoffentlich wird nun bald eine (wahrhaft-gemein-eydsgeöffliche) Tagfagung gehalten werden — im Fall die Franzosen nemlich nicht in euren Canton vorrücken. — — —

Hegner an Müller.

19. März 1798.

Ich habe dir, mein theurer Freund, seit einigen Tagen wegen Geschäften nicht schreiben können. — Dienstag und Mittwoch war ich in Zürich, wir waren von einem Dragoner eskortiert. Die Bürger der Stadt hielten uns für Deputierte, und grüßten uns (so gar durch doppelte Fenster) mit einer Demuth und Niedergeschlagenheit, die mir nahe gieng. — Zunker Statthalter Wyß, der das Pacificationsinstrument in Rütznach unterschrieb, ließ sich um des Friedens willen alles gefallen, denn der Sturm muß entsezlich gewesen seyn, so daß selbst die dort anwesenden Landesdeputierte, das Volk kaum mehr zurückhalten konnten. Er soll wie mir einer der Mitglieder des Rütznacher Comité selbst erzählte, gesagt haben: mit diesem Instrument wolle er nun nach Zürich, es seinen Mitbürgern vorweisen, und den ersten, der ihm ein Bajonet in die Brust stoße, für seinen größten Wohlthäter halten. Er mußte noch 2 Artikel mitnehmen, 1. daß die bisherigen Kriegskosten, seinen größten Wohlthäter halten. Er mußte noch 2 Artikel mitnehmen, 1. daß die bisherigen Kriegskosten, die sehr beträchtlich sind, aus dem Vermögen der Stadtbürgerschaft, nicht aus dem öffentlichen Aerarium, bezahlt werden sollen, 2. daß das Zeughaus auf das Land vertheilt werden müsse. — — —

— — — Genf wird zur französischen Republik geschlagen. Basel hat die allgemeine Constitution angenommen, die ganze Schweiz wird es bald auch thun, wenn sie klug ist. Je länger man sich sperret, desto nachtheiliger ist es. In Bern sind 3000 Mann. Gute Mannszucht. Ob die Franken auch zu uns kommen werden, weiß man noch nicht. Wenn sie nur Ordnung restituieren und handhaben. In unserm Städtchen sind die Bürger bange. Jeder will Rath ertheilen, um gut angeschrieben zu seyn. — — —

Frau M. Müller an Hegner.

[20. März 1798.]

Ich soll Euch in Abwesenheit meines I. Müllers ein paar Zeilen schreiben, wo er sich aber wirklich befindet werdet Ihr gewiß nicht errathen, so hört dann und staunet und denkt Euch wie uns dabey war, als Freitag Abends uns angesagt wurde Müller seye einhellig von den Landwahlmännern zum Représent: erwählt worden, er ging sogleich aufs Rathhaus und wolte sich entschuldigen aber da half alles nichts, selbst seine Freunde aus der Stadt hatten Freude und überredeten ihn, und nun geht er alle Tage im Pops und die Degen in die Versammlung und ist nun nicht mehr Geistlicher, alles freut sich hier darüber, auch bey den Landb.[oten?] war Freude, da ers annahm, — — — Gestern ist nun der Freiheitsbaum aufgerichtet worden, auf dem Alter unter verschiedenen Feyerlichkeiten, 28 Mädchen sangen dabey und hatten Musik, die Cadetten bedemengleiten sie, und dann kam der Zug, sie hatten so rührende Musik, das mich in meinem Leben noch nichts so angegriffen hat, — — —

Hegner an Müller.

25. März 1798.

— — — Heute sind die 3 Basler Deputierte, welche auch bey Euch waren, wieder hiedurch gekommen. Ich habe mit ihnen zu Mittag gespiesen, und von ihnen gehört, daß sie sehr übel in St. Gallen empfangen worden, nicht so vast von der Stadt, als von dem benachbarten Landvolk, daß gerade auf dem Wochenmarkt daselbst war. 6 bis 700 Mann versammelten sich vor dem Wirthshaus, wo sie abstiegen, viele drangen in ihr Zimmer herauf; die, so unten waren, riefen, man solle die Spizbuben zum Fenster herauswerfen zc. Kaum konnte der Burgermeister der Stadt und Landamman Künzli die zugegen waren, ihnen Sicherheit verschaffen, und ihre Abreise sichern, sie wurden noch außer der Stadt mit Steinen verfolgt, obgleich Künzli neben ihrem Wagen ritt. — — —

Müller an Hegner.

27. März 1798.

Unerwartet schnell bin ich, wie du weißt, in den politischen Stand hinübergerückt. Ich sehe izt noch nicht ein, wie ich, ohne allerhand Unannehmlichkeiten zu gefahren, hätte ausweichen können. Einhellig und zuerst wurde ich von den Landwahl Männern erwählt, denen es sehr darum zu thun ist, jemand zu haben, auf den sie sich bey der Einrichtung von Kirchen- und Schulsachen verlassen können, und in dieses Comité werde ich vermuthlich Morgen erwählt werden. Dann wird man mich zu allerhand schriftlichen Arbeiten gebrauchen u. s. f.

Habe ich eine Unbesonnenheit begangen, so wird michs gewiß die Vorsehung nicht auf Zeit Lebens entgelten lassen. Ich richte mich selbst zwar nicht, kann aber soviel sagen, daß es ein schweres Opfer für mich war, und daß ich mir keiner ehrgeizigen Absichten dabey bewußt bin. Sobald unsere Staatsverfassung beendigt ist, so kehre ich wieder zu meinen Lieblingsarbeiten zurück. In der National Versammlung spreche ich wenig; aber in den Comittees bin ich gern, und auf meiner (sehr ungestümen) Zunft habe ich schon zweymal in wichtigen Sachen sehr viel sprechen müssen. Heut haben wir (provisorisch) die Constitution angenommen und hoffen, somit der Heuschrecken frey zu bleiben. — — — Hier ist man mit unserer Nationalversammlung wohl zufrieden. Aus den alten Rätthen ist eine gute sehr gute Auswahl da; die vom Lande meistens größtentheils gut, und die Neulinge, wie ich, sind lernbegierig. Wir handeln mit Hurtigkeit und Energie und arbeiten uns fast zu Tode. Wenn nur die Fremden nicht kommen!! so lassen sich hier noch ganz gute Einrichtungen treffen. Aber hauptsächlich moralische Ursachen machen mirs immer noch wahrscheinlich, daß sie doch kommen werden — vielleicht nicht von Schweizerischer, sondern von der Schwabenseite her. — — —

Hegner an Müller.

30. März 1798.

— — — Unsere Gemeinde hat letzten Mittwoch einmüthig (den Rathsherr Huser ausgenommen) die helvetische Constitution angenommen. Wir waren glaub ich die ersten in der Schweiz. Alles gieng ruhig und stille zu, so wie auch überhaupt unsere Bürgerschaft sich sehr gut benimmt. Was aber aus unserm Städtchen werden werde, das weiß Gott. Viele meynen viel, viele wenig. — — —

— — — Die schlimmsten Situationen sind schon wohlthätig für uns geworden, und so wirds weiter gehen. Gestern und heute waren die Urversammlungen auf dem Lande, um Wahlmänner nach Zürich zu wählen, und die Constitution anzunehmen. Letzteres gelang um uns her, wie ich höre, ziemlich gut, obwohl stürmisch hie und da. — — —

— — — Unſre Stadt gibt 7 Wahlmänner, worunter auch ein gewiſer armer Tropf iſt. Er hat ſich aber unter den Schutz deſſen begeben, der allein Herr iſt, und aus ihm machen kann, was er will. — — —

Uebrigens bin ich noch Landſchreiber, es ſind mir aber von dem Amtsgericht des Ennern Amts 2 Subſtituten zu den dreien, die ich allbereits habe, zugeordnet worden, obgleich das Außere Amt und Elg von meiner Canzley weg iſt, auch die meiſten eheworigen Canzley-geschäfte von den Gemeinden ſelbſt beſorget werden. Glaube aber nicht, Lieber, daß mich das niederschlage. Erſtlich iſt es mit aller Höflichkeit geſchehen, und zweytens kann es nicht lange mehr dauern. — — —

5. April 1798.

— — — Seit Sonnabend war ich bis heute als Wahlmann in Zürich um die 12 Deputierte in das geſetzgebende Corps neſt ihren 6 Suppleanten zu wählen. Eine wahre Geduld- und Demuthſchule für mich. Du kennſt meine Abneigung gegen politiſche Wirkſamkeit, und doch mußte ich mich Montag von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends immer in Vorſchlag bringen laſſen. Endlich wurde ich Mittwoch morgens als erſter Suppleant zum großen Rath gewählt. Nun weiß ich nicht, ob und wann ich nach Arau reiſen muß. Möcht ich dich da antreffen!! — Ich dachte oft an dich, denn ich hatte von der Louisa Lavater deinen Zinzendorf geborgt, worin ich in einer Ecke der Peterskirche laß, während daß andre rauchten. Hätt ich nur Zinzendorfs politiſches Genie! — — —

15. April 1798.

Mit verhaltenem Schmerz, meine Mutter und Frau zu verlaſſen, und mit heimlichen Thränen reiſte ich morgens als Cantonsrichter¹⁾ nach Zürich, jedoch mit dem Troſt, daß ich dieſe Stelle nicht geſucht habe, und ihr keinen Schritt entgegen gegangen bin, ich habe die Sache Gott überlaſſen der hat mich dahin geführt. — — —

— — — Beynahe wäre ich nach Arau gekommen, und deines Bruders Collega geworden, ich war nämlich ſchon am Dienſtag zum Oberſten Gerichtshof vorgeschlagen, und neſt Rathſproc. Koller und Gerichtſchreiber Hegnauer von Elgg Dreher, letzterer behielt die Oberhand, da nun aber von Arau aus Freytags der Bericht kam, daß man den Hegnauer nicht für tauglich zu dieſer Stelle halte, ſo wurde mir vorgeschlagen, mit ihm zu tauschen, und ich wurde dazu von den Seeleuten aufgefordert, da dieſes aber ohne förmliche Reſignation von ſeiten des Hegnauers nicht angienge, ſo unterblieb es glücklich. — — —

— — — Von Arau hab ich heute für beſtimmt vernommen, daß Schauenburg oder Lecarlier mit 750 Mann Infanterie und 200 Cavallerie dahin kommen. Vielleicht um der freyen Ämter willen, wo es wieder ſehr unruhig iſt. Sie hatten die Conſtitution ſchon angenommen, Freyheitsbäume und Wahlmänner gemacht, aber ſie wahlſahrteten über die Feyertage nach Einſiedeln, und kamen ganz anders zurück; ohne ſich auszukleiden geriethen ſie über die Bäume her, hieben ſie um, und ſtießen alles wieder über den Haufen. — — —

Müller an Hegner.

16. April 1798.

— — — Ich bin nun in der Verwaltungskammer, und da uns befohlen worden, keinen von der alten Regierung zu wählen, ſo ſind wir Beſitzer alle ganz neu in dieſen Geſchäften, ſo wie die der übrigen Gerichte, und wenn wir in unſerer Kammer nicht den trefflichen Stadtschreiber Stolar an der Spitze hätten, ſo wüßten wir uns oft gar nicht zu helfen. Die Landleute, die mich wählten, verſprachen mir heilig, mich bloß zu Kirchen- und Schulſachen zu brauchen: aber ſie konnten's nicht halten. Habt Ihr 5 Administratoren? und theilt

¹⁾ Hegner war am 11. April zum Mitglied des Kantonsgerichts gewählt worden.

Ihr die Geschäfte unter die Glieder ein? — wenn, wie ich nicht zweifeln, eine Beschreibung herauskömmt, wie Ihr eure Geschäfte organisirt, vertheilt u. s. w. so bitte ich sie mir doch ja sogleich zu schicken. Auch mir zu sagen, was Ihr des Nationalpflegers wegen wisset — oder veranstaltet? Wir sind eben alle Schüler in diesen Sachen. Wird er wohl ein Bürger Eures Cantons seyn? — —

— — — Mein Bruder kann izt kaum die Anzeige haben, daß er erwählt worden¹⁾; also noch weniger in Marau seyn, dessen ich um so froher bin, da wie ich höre, gegen seine Wahl protestirt werden wird, als eines, der in fremden Diensten stehe. Hier wird er von der Mehrheit allgemein gewünscht; von einem Theil der Bornehmen aber detestirt und verwünscht. Ich habe über Ostern schwere Tage seinetwegen gehabt, und Marie hat manche Thräne darüber vergossen. Izst frage ich nicht mehr, und warte geduldig ab, wie Gott es leiten wird, der ihn immer leitete. Die Stelle eines Obergerichters ist seiner freilich ganz und gar nicht würdig, aber unsern Wahlmännern wars bloß darum zu thun, ihn im Vaterland zu haben. Ich wünschte er würde Minister der Künste und Wissenschaften. — — —

Hegner an Müller.

Zürich, den 22. April 1798.

— — — Freytags in der Nacht wurde der Freyheitsbaum umgehauen, der große, der auf dem Münsterhof stand. Es wurde Ordre gegeben, sogleich einen neuen aufzustellen, und auf die Entdeckung wurden 100 Rthlr. geboten. Der Aristocratismus nimmt hier wieder sehr überhand. Die Cocarden verschwinden. Man erdichtet die unbegründetsten Dinge über die Tribunalen seit dem sie existieren. Die Zürcher sind auch wie die übrigen Menschen, sie konnten die Rüksacher Capitulation eingehen, sie konnten die Garnison in ihre Häuser nehmen, sie konnten den 500 Wahlmännern 10 Tage ruhig zusehen, und sie besolden, sie konnten sogar die Contribution zusammenschießen, aber ihre vermeinten Usurpatoren recht regieren zu lassen, das können sie nicht. Ach was ist das Menschengeschlecht für eine unruhige Race von Geschöpfen. Ich liebe meinen Nächsten, und sonst niemand. Allenfalls noch ein paar Freunde und Freundinnen. — — —

Müller an Hegner.

1. Mai 1798.

— — — Nach dem bekannten Decret wegen den Staatsgütern machen auch wir unsere Rechnung. Unser Staat hat keinen Pfennig [?] Schulden; aber auch keinen Schaz. Durch eine ganz vortrefliche Oekonomie unserer alten Regenten seit 100 Jahren haben wir unsere ungeheuren Ausgaben immer ehrenhaft bestreitet und (außer dem Brodtverkauf seit einigen Jahren) jährlich über 20,000 fl. den Armen geben können.

Nun sollte untersucht werden: was ist Staats- und was ist Gemeind-Eigenthum? Unsere Stadt ist eine Gemeinde, und die größte des Landes, und hat mehrere Aemter, die bloß der Stadtgemeinde gehören. Ebenso haben einige Landgemeinden beträchtliche Gemeindgüter. Frägt sich nun, wie werden letztere angesehen? Muß der Etat der Gemeindgüter auf dem Land dem Directorium auch eingegeben werden? Werden auch diese für Nationalgüter angesehen? Sollten wir unser Stadt-Gemeind-Gut hergeben, die Landbürger aber die ihrigen nicht, so verarmet unsre Stadt, und sinkt unter die Dörfer herab.

Freilich hat unser Stadt-Gemeind-Gut eine Menge, ja fast alle Ausgaben für das Land seither bestritten, denn alle unsre Dörfer waren eigentlich ein erkaufteß Eigenthum. Nur einige wenige, kleine

¹⁾ Als Mitglied des obersten Gerichtshofes.

noch dazu, kamen ehemals als Donation an uns. 3. B. die Oberherrlichkeit über das Untere Mlettgau kauften wir 1656 um 50600 fl. die über den Rayet 1723 um 21500 fl vom Kaiser (erstere vom Grafen von Sulz). An diesen 26500 fl hat das Land nicht einen Deut bezahlt, sondern alles die Stadtgemeinde. — — —

Hegner an Müller.

Zürich, den 6. Mai 1798.

— — — Welch ein anderer Zustand, in welchem ich nun bin, gegen meinen ehemaligen, quando — veterum libris, somno et inertibus horis, duxi sollicitae jucunda obliviae vitae. Diese jucunda obliviae vitae büß ich nun im Waffengebümmel. — — —

— — — Man sagt, Schauenburg sehne sich aus der Schweiz wegzukommen. Ein französischer Husar, den wir am Tisch haben, sagte heut, sein Regiment habe Ordre sich hier zu besammeln, und auf Portugal zu marschieren, oder zu gallopiieren. Doch wollte ich nicht, daß alle Franzosen die Schweiz verließen, ich weiß nicht, wie es mit unsrer Constitution gienge. Die Zürcher konnten alles ertragen, aber die neue Regierung, und wenn sie gerechter richtete, als Minos und Aeacus, können sie nicht leiden, und daran sind auch hauptsächlich die alten respective Rathsherrn schuld, besonders die so noch in der Landesversammlung, also doch noch irgendwo, saßen, und nun nirgends mehr sitzen. — — —

— — — Jez noch, da ich abgehalten worden, ein paar Worte über deine Fragen, wegen Staats- und Gemeind-Eigenthum. Meiner Meynung nach können Land und Leute, die gekauft worden, nicht als Gemeindgut betrachtet werden, wohl aber Zehnten und Grundzinsen, und alles was nicht unter oberherrliche Rechte oder Leibeigenschaft fällt, und nur vom einzelnen nicht vom ganzen ist bezogen worden. Daß man den Gemeinen, heißen sie nun Stadt oder Dorf ihre Gemeindgüter nehmen werde, daran zweifle ich, und wünsche es auch nicht, denn es könnte grausame Händel geben.

Müller an Hegner.

7. Mai 1798.

— — — Ich habe — — — mit dem egoistischen Eigennuz und Undank einiger Matadors vom Lande zu kämpfen gehabt, und bei dieser Gelegenheit meine historischen Excerpta über unsere Stadtgeschichte (die ich vor Jahren aus purer Liebhaberey, ohne noch bestimmt zu wissen, wozu? gemacht) gar gut benützen können. Einen bittern Tag hat mir die Revision all der köstlichen Privilegien gemacht, welche unsere Vorfahren von Kaisern, Königen und Herzogen (von Oesterreich) errungen, erkaufte oder erbettelt haben: Wie wenig bleibt uns von dem allem zurück!! Es hat mich ganz unmutig gemacht, und jener Gemeingeist mir nicht die besten Erwartungen eingelöst. — — —

Unsere Municipalität ist äußerst wachsam und geschäftig, unserer Stadt die bestmögl. Policy zu geben und manchmal trifft sie auf recht gute Sachen. So will sie nun die Besorgung und Bevogtung der Wittwen und Waisen ganz unschmelzen, und wo möglich simplificieren. Sie hat vernommen, daß in Zürich seit viel Jahren eine ganz vortrefliche Anstalt für sie existire — ein sogenannter Waisenkasten. Sie hat mich durch einen Gesandten ersuchen lassen, diesem nachzufragen und den Plan desselben, die Beschreibung seiner Einrichtung und etwa Muster der Rechnungen zc. kommen zu lassen (zur Einsicht). — — — Die Bitte ist so billig, daß du gerne Hand bieten wirst, mir darin zu helfen; — — —

— — — Heut ist uns vom Directorium notificirt worden, daß Diessenhofen mit seinen Dörfern zu uns gehören soll: die nehmen wir gern, Stein dazu, wenns nicht zum Thurgau kömmt; wenn nur das äußere Amt — hinter dem Uetliberg läge! es will uns nicht, und wir wollen sein nicht; hingegen was jenseits der Thur bis zur Tös liegt, das schmeckt uns besser. Ich kann mich an diese Ideen noch gar nicht gewöhnen. Wenn Ihr zu uns kommt, so tritt du an meine Stelle in die Verwaltungskammer und hilf mich zum Kirchen- und Schulrath machen. — —

— — — Der neue Minister des Erziehungswesens, Prof. Theol. Stapfer von Bern ist ein ganz vortreflicher Mann, von dem ich viel Gutes erwarte — wosern nicht alles, wie in Frankreich, Holland und Cisalpinien auf einen babylonischen Thurm hinausläuft.

Wenn du von Glarus und Schwyz etwas sicheres weißt, so schreibe mirs doch: mein Bruder hört es so sehr gern. — — — In Arau hat man gleich anfangs wunderliche Einwendungen gegen seine Wahl gemacht, bis le Grand kam — das mag er auch gewußt haben. Aus Gnad und Barmherzigkeit gleichsam angenommen zu werden, das hätte ich ihm selbst in seiner Lage nicht zumuthen dürfen. Sobald die Franzosen weg sind, wird er auf Urlaub dringen und kommen. Noch immer geben einige Alt-Regenten seiner „Vanité und seiner Unkenntniß unserer politischen Geschäfte“ den Umsturz ihrer Herrschaft Schuld. Einer, dessen Sohn 1 1/2 Jahre bei ihm wohnte und seinen Umgang genoß, sagte mir ins Gesicht: „Was er denn eigentlich für Verdienste für die Schweiz und für seine Vaterstadt habe?“ — ich gab ihm aber eine Antwort, die eine Replik unmöglich machte und ging sogleich weg. Solche und viele ähnliche Reden, mir ins Gesicht gesagt, haben mein verwundbares Herz aufs tiefste gekränkt. Ueberhaupt, mein Lieber ist mein ganzes Haupt krank, mein ganzes Herz matt, und meine Lebenslust villeicht noch nie so gering gewesen wie izt. Ich sehne mich nach ewiger Ruhe und nach einem bessern Vaterland. Es nimmt mich selbst nicht einmal mehr Wunder, was den izigen Umständen nachkommen wird — ich weiß es zum Voraus. — — —

Hegner an Müller.

14. Mai 1798.

— — — Wegen des Unterschieds zwischen öffentlichem und Gemeindgut ist man in Zürich auch sehr verlegen. Niemand wagt es solches zu bestimmen. — — —

Zürich, den 21. Mai 1798.

— — — Ich suche an dem Posten, wo ich bin, getreu zu bleiben und meine Pflicht zu thun, das übrige ist nicht meine Sache. Ein gutes Gewißen *και το μηδενος μελειν*, darnach streb ich einzig und allein. — Was mich allenfals mehr nach Schaffhausen als nach Zürich zöge, wärest du, und der Gedanke, daselbst nicht als ein Uurpator, so wie hier angesehen, und angegrimmmt zu werden. Denn davon hast du keinen Begriff, wie Efelmäßig die Herrn und Burger, unter dem Schatten der federlosen Flügel ihrer 200 paladischen Eulen sich benehmen, Häufte im Sack machen, handgreifliche Lügen erdichten, — und mit allem dem nichts erzweden, als daß ihnen die Franzosen recht fest auf die Haut sitzen. — — —

— — — Lavater hat einen Anstand mit dem Reg. Statthalter P[fe]nninger] einer Predigt wegen gehabt — er mußte ihm solche übergeben und P[fe]nninger] sandte sie nach Arau. Es gieng aber alles sehr höflich und anständig zu, und Lavater sagt seitdem nichts anzüglisches mehr auf der Kanzel. Du weißest, welch ein großer Liebhaber vom ersten Eindruck er ist (welches ich nicht bin). Dieser erste Eindruck, den die Franken auf ihn machten, war nun natürlicher weise nicht günstig; er ließ sich von ihm hinreißen, und handelte und

sprach, nach seiner unerschrockenen Weise, darnach. Jez aber gewöhnt er sich nach und nach an das Neue, und wird geduldiger.

Ich bin gerne in dem Hause, sie lieben mich und ich sie. Er hat mir seinen Briefkasten geöffnet, und ich wende mich an müßigen Abenden an seiner alten Correspondenz.

Müller an Hegner.

24. Mai 1798.

Weißt du es wohl schon, mein liebster Hegner, daß ich seit dem Freytag Unter- oder Vice-Statthalter bin? Wer A. sagt muß B. sagen. Acht Tage habe ich mich gefräubt, und gar nicht durch Beschwägung und Zureden meiner Freunde, dem ich bis auf die letzten 4 Stunden mannhast widerstand, sondern durch Ueberführung und eigne Ueberzeugung, daß ich sehr unrecht thäte, wenn ich auf dem Nein beharrte — bewogen sagte ich endlich Ja. Unser Statthalter ist ein so wackerer und humaner Mann, daß es mir recht angenehm wurde, sobald ich für mich convictus war, ihm einige Erleichterung zu verschaffen. Die Providenz oder das Schicksal hat mich darauf gestossen — und wo sie mich noch ferner hinstossen will, weiß nur sie. Ich sehe keinen Stik[?] vor mir, und wandle auf einem dunkeln Wege. Psalm 23.

Willeicht komme ich eher weg als ich vermuthe. Ich suche mich auf alles gefaßt zu machen. Für izt noch scheinen meine Mitbürger mit mir zufrieden zu seyn, auch meine vorigen Collegen in der Verwaltungskammer. Du kennst mich (wie ich dich) daß ich strebe ein gutes Gewissen zu haben.

Was man eigentlich munter nennt, bin ich selten. Ich bin so ein Narr, daß mich manche Sachen oft zum Nachtheil meiner Gesundheit kränken, die ein leichteres Gemüth scherzend vorbeipassiren läßt. Es ist eine schwere Kunst, nur für den heutigen Tag zu sorgen — ich habe sie noch nicht ergriffen, und wenn ich die ganze lange Allee von Unglücksfällen heruntersehe, die unserm zerquetschten Vaterland noch bevorstehen — so bleibt mir kein Wunsch übrig, als weggenommen zu werden in das wahre Vaterland, um das Elend meines Volkes nicht ansehen zu müssen. — — —

— — — Ich habe mich eben mit einem Freund eine Stunde mit dem 3 und 4 Cap. Joh. erquitt. Das nimmt uns niemand; denn die Welt siehet es nicht und kennet es nicht. — — —

— — — Sodann wünschte ich eines H. Heideggers Schrift über die MunicipalVerfassung der Stadt Z[ürich] (ein Bogen in 8) für Geld und gute Worte von dir zu bekommen.

Hegner an Müller.

10. Juni 1798.

— — — In Zürich lebe ich wie in einer Nußschale, und gehe zu niemand, weiß daher auch wenig Neues, und begehre nichts zu wissen, ausgenommen was etwa Lavater nach Hause bringt, der aber alles glaubt, was er gern hört, und was außerordentlich ist. Sein politischer ist wie sein Religiöser Glaube, und dieser ein wunderbares Gebäude, dessen Fundament aus ewigbestem Granit und verwitterndem Sandsteine besteht. Wir haben schon einige mahl, besonders im Anfang, zimlich hüzige Worte gewechselt, jez aber geschieht es nicht mehr, er sagt nicht mehr, was ich nicht gern höre, und ich widerspreche ihm auch nicht mehr, und so ist er der liebenswürdigste aller Menschen. — — —

— — — Der junge Geilinger, mein ehemaliger Substitut, ist Gerichtschreiber des Districts, und jedermann ist mit der Wahl zufrieden. Ich wünschte sehr von dir zu erfahren, ob bey Euch das Notariat, besonders Kauf- und SchuldenSchreibereyen, von der Gerichtschreiberey getrennt werde, oder ob alles beyammen bleibe, wie bey den ehevorigen Landschreibereyen? Ferners, ob jeder Unterstatthalter bey Euch einen eignen Secretär habe? Vergiß doch nicht mir darüber was du weißt, zu melden. — — —

Müller an Hegner.

17. Juni 1798.

Unser Ueberreuter reitet nach Zürich, um dem General Schauenburg und dem Rapinat die Gegen-
visite auf den Dienstag anzukünden, und da muß er mir gleich einige Briefe mitnehmen. Sie sind diese Woche
hier gewesen und haben sich nicht nur gar freundschaftlich betragen, sondern Rapinat hat uns noch schriftlich
zugesichert, daß wir nicht österreichisch werden sollen. Wir haben seinen Brief drucken lassen, doch nicht wie
er im Original ist; Erinnere mich daß ich dir einmal eine authentische Kopie desselben schicke, du wirst dich
über die lächerliche Orthographie des Deutschfranzosen herzlich zerlachen. Wir haben heut unsere Districts-
wahlen geendigt, gut und friedlich. Ueberhaupt können wir Gott nicht genug danken, daß wir bis izt noch so
gut durchgekommen sind. Unsere Gerichte haben Zutrauen, finden gehorsam, und sind unter sich selbst ganz
einig. — — —

— — — Seit vorgestern trage ich meine grüne Schärpe sammt blauem Kleid und schwefelgelber Veste.
Meintwegen! Ist es doch nur das Kleid! — Sonst helf ich mir bey meiner Stelle durch, so gut ich kann —
in beständiger Angst Fehler zu machen, und doch wieder getrost, daß ich einen so wackern Regierungs-Statthalter
vor mir habe. Ich verstehe eben wunderwenig von all diesen Sachen, und die Gerichte ernähren mich er-
bärmlich. — — —

— — — Wenn einmal eure Municipalité erschaffen, und ihr Wirkungskreis ihnen angewiesen ist,
so berichte mir ja doch schleunigst über alles. Uns ist viel daran gelegen. — — —

— — — Bei uns sind Kauf- und Schuldschreibereien noch nicht von den gewöhnlichen Gerichtschreibereien
getrennt worden — in den Dörfern nicht und in der Stadt nicht. Nemlich Ferggungen, und ich glaube auch
Kaufbriefe, alle minder wichtige Sachen besorgen noch die seitherigen Gerichtschreiber in jedem Dorf — aber
diese Sachen alle sind noch bloß provisorisch, und noch nicht organisirt. — — —

Hegner an Müller.

Zürich, den 25. Juni 1798.

Lavater — der Politicus ohne Politil — wagt allerdings viel. Du würdest deinen Augen nicht
trauen, wenn du sein „Wort eines freyen Schweizers an die große Nation“ läsest, welches er Newbell und Dänzel
überschickt, und worin er ihnen Räuberey, Unterdrückung, Tyranny &c. &c. nicht nur ohne ein Blatt für den
Mund zu nehmen, sondern gleichsam noch durch ein mehr als stentorisches Sprachrohr, vorwirft. — Es kam
allerdings eine Antwort von Newbell, aber höflich möchte ich sie eben nicht nennen. Im Ton der Persiflage
einige Bogen Rechtfertigung des französischen Betragens, Gründe wie man sie in allen Zeitungen liest. — Er
hat nun wieder geantwortet. Ich hab ihn zwar, so gut es mir möglich war, gewarnt, und ihm vorgestellt
was er risquiere; aber die Alten muntern ihn auf und drücken ihm die Hände. — — —

— — — Seit 3 monathen, die ich hier bin, hab ich noch nichts als Rousseaus Contract social, der
langweilig ist, und sich um ein unausführbares Egalitätssystem herumdreht, gelesen, und den nicht einmal
ganz. — — —

Müller an Hegner.

10. Juli 1798.

— — — Ich komme sehr selten aus der Stadt, und zu den Wissenschaften gar nie, oder nur verstoßen und
bei Nacht. Heute haben wir die Municipalität erwählt; ein neuer unangenehmer Zuwachs zu meinen Ge-
schäften. Sie wird nicht im Stande seyn, bey dem besten Willen, alle den absurden Zumuthungen zu entsprechen,
welche ein großer Theil unserer Ehrliebenden Bürgerschaft an sie machen wird — und das ist der Wurm, der
uns nagt. — — —

Hegner an Müller.

22. Juli 1798.

Ich habe auch in dieser Zeit deine Briefe über das Studium der Wissenschaften gelesen, mit Nutzen, Vergnügen und Dank. Mit manchem kamst du ein wenig zu spät, und fängst sehr antirevolutionärisch an.¹⁾ Du solltest nun geschwind einen zweyten Theil machen, der für die jezigen Zeiten paßt. — Alles was du sagst gefällt mir wohl (ausgenommen S. 173 „Aus Bösem kann nie Gutes kommen“). Aber die langen Auszüge, aus B. Raleigh zum Exempel und aus Bodinus²⁾ behagen mir nicht, und werden auch schwerlich den Effect machen, den du erwartest. Du trägst dein anderweitiges Wissen und deine Nebenideen mit hinzu, du kennst diese Männer und ihre Geschichte, und so kann dir, und dem, der in deinem Fall ist, manches interessant seyn, das es einem andern, der weiters von solchen Männern nichts weiß, nicht ist. Die wenigsten deiner Leser werden mehr großen Antheil am Bodinus nehmen, und er wird schwerlich mehr aus der Vergeßenheit zu heben seyn, was man auch von ihm sage. Ueber jeden Brief hätte ich eine kurze Inhaltsangabe gewünscht.

Ich komme noch einmal auf den Raleigh. Mich dünkt er beweist nicht, was er beweisen wollte, denn die Geschichte lehrt, daß auch manche gute Fürsten unglücklich waren, und manche Böse alt und glücklich starben, daß also die Geschichte nicht immer als eine Zeugin göttlicher Gerechtigkeit angesehen werden könne. Eben der Alba, den er als Beyspiel anführt, kann auch als ein Beyspiel des Gegentheils dienen. Er der in 6 Jahren 18600 Menschen aufs Schaffot gebracht, starb in hohem Alter und hohen Ehren. So auch Philipp — aber dieser kam doch um die Niederlande. — Das ist wahr; aber der Churfürst J. Friedrich von Sachsen kam auch um seine Lande, ja fast ums Leben — womit hatte er verdient? — Die Geschichte, so wie sie ist, ist Lehrerin der Staats- und Lebensklugheit, und nicht die Chronik der göttlichen Gerichte.³⁾

Doch genug. Ich will damit nur das sagen: ich wünschte du ließeß solche weitläufige Auszüge weg. Du kannst selbst besser reden, als die meisten, die du so gutmüthiger Weise redend einführst. Quod sis, esse velis! — — —

Zürich, den 17. September 1798.

— — — Lavater ist gestern nach Arau verreist, wohin er schon lange einmal zu gehen Lust hatte. Er will mit Directoren, Ministern, Senatoren und Crethi und Pletthi reden. Er wird vieles zu erzählen wissen, wenn er wieder kommt, es verlangt mich danach. Für seine Person ist mir lieb, daß er gegangen ist, seine Gegenwart, die bekannter maßen etwas einnehmendes hat, kann manchen widrigen Eindruck auslösen, den seine neulichen Demarschen gemacht haben. — — —

Zürich, den 21. September 1798.

— — — Lavater ist noch immer in Arau, und ist da sehr gut aufgenommen, mit Glair hat er Freundschaft gemacht — Legrand, den er vorher nicht kannte, gefällt ihm sehr wohl, als ein denkender, wackerer, redlicher Mann — Laharpe ein geschreuter derber Politiker. Meyer und Stapfer kannte er schon. Letzterer ein wenig weitläufig in seinen Planen. Es widerfahre ihm überhaupt viel Höflichkeit — freylich werde er auch von manchem Senator angeschähet. — Er erkennt, daß er über vieles eines bessern belehrt worden — er erkennt, daß scharfe Maßregeln gegen die Unterwaldner nöthig gewesen. Die Widerspännigen haben die so

¹⁾ Vergl. Hegners Tagebücher: 7. Juli 1798 und 4. Oktober 1817.

²⁾ Jean Bodin 1530—1596. Vergl.: Der Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. von Müller 1789 bis 1809, herausgegeben von E. Haug. Bd. I, pag. 54, 70.

³⁾ Vergl. Hegners Gesamm. Schriften, Bd. V: pag. 277.

schwören wollen, gezwungen, gegen die Franken voran zufliehen, sie seyen auch alle erschossen worden. — Er erkennt, daß wirklich ein Conterrevolutionsplan existirt habe, den er in originali gesehen, nach welchem eine Menge Patrioten hätten ermordet werden sollen. — Er erkennt, daß er nur durch seine Offenheit wirken könne, daß diese unumgänglich nöthig seye. — — —

Müller an Hegner.

[1798.]

— — — Seit dem Sonntag haben wir hier circa 1150 Mann Infanterie, leichte Artillerie und Husaren. Etwa 5—600 sind auf den Dörfern zerstreut. Sie halten gute Mannszucht, fressen uns aber beynah auf, denn, da das Emd gefehlt hat, so steht es dahin, ob unsere Landleute nicht nach dem Neujahr all ihr Vieh werden verkaufen müssen. Dank unsern Bergen, daß wir nicht gar fortificirt werden! Doch ist der Munoth besetzt — ein Platz, der im Fall eines feindlichen Anzuges uns sehr gefährlich werden könnte. — — —

— — — Ungeachtet des Freyheitsbriefes des Bégos, daß die Unterstatthalter keine Einquartirung haben sollen, habe ich mich dennoch dazu angemeldet, und einen Capitain de la Legion noire, Jaquet, erhalten, den wir alle herzlich lieben. Er ist ein trefflicher, feiner, delicateser und ziemlich instruirter Mann, der mir gestern viel von Fenelon erzählt hat. Er ist aus der Gegend von Cambray. — — —

— — — Was habt ihr in Wintertur für Nationalgut erklärt? — — —

— — — Ich thue was ich kann für meine arme Stadt, und habe für alle und jede Stükke, die wir ansprechen, historische Deductionen gemacht — aber was helfen die? Alle Sekel Nemter und Säcularisirte Klöster sind Staatsgut. Wer vermag izt etwas gegen diesen Nachspruch? — — —

Hegner an Müller.

14. Oktober 1798.

— — — Politische Räsonnements erwarte nicht von mir, am wenigsten Lavaterische, ich mag mich damit nicht incommodieren. Mein Glaubensbekenntniß über die politische Zukunft liegt in der Horazischen (ich les ihn gegenwärtig, und mich wundert wie Herder ihn werde übersezen können.) Ode Tyrrena regum etc. — — —

28. Oktober 1798.

— — — Ich singe mit dir „aus der Nacht bricht Morgen“ und hoffe, wir beyde sollens noch erleben. Mich drückt auch oft der Verlust meiner litterarischen Ruhe schwer, und die Aufsicht kriegerischer Zeiten, aber wenn ich betrachte und deutlich erkenne, daß im Rathe des Himmels eine politische Veränderung der Welt, die ich nicht hindern kann, beschloßen ist, so hülle ich mich in den Glauben an einen Vater im Himmel und an manche seiner Versprechungen, und — bin fröhlich in der Trübsal.

Zu dem hab ich bey allem bisherigen nicht nur nichts verloren, sondern gewonnen. Ich fühle, daß mich die Stürme gehoben, und mir mehr innre Stärke und selbstständige Wirksamkeit gegeben haben; ich erblicke den Pfad, der mir vorgezeichnet ist, deutlicher, und lerne die Abwege besser meiden als vorher. — — —

— — — Was wir hier für Nationalgut haben, fragst du. Wie kannst du doch solche Fragen thun? — Derjenige Theil des Gemeindguts, den die Nation für Nationalgut erklären wird, ist Nationalgut. Eine andre Definition kann ich dir nicht geben. — Und was liegt daran, ob Hinz oder Kunz das öffentliche Gut verwalte: ich hielt es immer für eine Täuschung Gemeindgut als Eigenthum anzusehen, denn wer genoß es? Die alten Verwalter drückten bey aller ihrer Ehrlichkeit durch Sparen und Aufhäufen, die künftigen werden wohl liberaler seyn. — — —

Müller an Hegner.

7. Dezember 1798.

— — — Ich habe so erschrecklich viel zu thun, daß ich oft nicht weiß wo anfangen? Ich muß der Handlanger zu allerhand andern Sachen, die das Statthalterthum nicht betreffen, seyn, und bin es gern. — — — So wenig auch mich die Zukunft anlächelt, so glaube ich doch, muß ein jeder sich zu täuschen suchen, und thun was er kann, und was der gegenwärtige Augenblick ihm vorlegt. Der Ausgang unserer Arbeit steht in Gottes Hand.

Es geht mir wie Hiob sagt: Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn auf Erden, und seine Tage sind wie die Tage eines Tagelöhners (nur daß dieser doch auch bezahlt wird). Wie sich ein Knecht sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner daß seine Arbeit aus sey, also u. s. w. — Also habe ich eine schriftliche Fehde nach der andern für meine Vaterstadt zu führen; und also sehne ich mich auch nach einem stillern Leben, da aller ruhige Lebensgenuß für uns verschwunden ist.

Indessen bin ich gesünder als seit langem nie, und fast immer munter, und nur wenn ich, bei weniger Arbeit stieren kann, werde ich trübsinnig.

Die Geschichte unserer Tage geht immer mehr ins Groesse, und ich sehe immer klarer ein, was Herder mir schrieb, „wir seyen erst im Anfang des 3ten Acts dieser Tragödie“, und das sind wohl nur die Vorberreitungen zu den großen Revolutionen in den Geistern, Gemüthern, Meinungen und Sitten der Menschen, die noch bevorstehen. O mein traurer lieber Herzensfreund! Wie wollen wir uns kindlich freuen, wenn einst aus der Nacht der Morgen anbricht! *Aspice venturo lætentur ut omnia saeclo!* — Immer wahrscheinlicher wird es mir aber, daß sich die Scene verändern wird, und daß Europa ausgelebt habe. Darum wünsche ich auch Bonaparte von Herzen Glück zum neuen Etablissement.

Wir haben nun den 4ten Officier, und sind mit allen herrlich gut vorgekommen, und sie schreiben uns die zärtlichsten Briefe. — — Der izige ist von Avignon, ein herzogter Mensch. Meine Frau spricht Französisch wie eine Elster — und ich wie ein Papagay, wenige gelehrte Phrasen, denn ich habe nicht Zeit, die Sprache zu studiren, und habe sie nie mögen leiden. Nur wenn ich ins Feuer komme, über ihre Revolution, und Giftpolitics, aber da gehts dann auch über alle Stauden und Stöcke der Solöcismen und Grammatikbaumsähnliche Politik, einen trefflichen äußerst liebenswürdigen Officier La Grave aus Berry, hatten wir, einen Bel Esprit, Poeten, Politiker zc. Ihrer Gelehrsamkeit habe ich nun ins Maul gesehen. Gazettes, die neusten Dramen, quelques Mémoires, Vaudevilles etc. das ist alles. Eine bewundernswürdige Geschicklichkeit haben sie im Aufhordchen. Was sie von einzelnen Notizen zc. in Gesellschaft hören, oder sonst aufm ungewaschenen Bank auslesen, das wissen sie excellent bei der nächsten Suppe ihren Cameraden aufzutischen, so daß diese über ihre stupende Gelehrsamkeit Maul und Nase aufsperrern¹⁾. Was man aber auch von ihnen lernen kann! Einer erzählte von der ungeheuren Menge Wallfische an der spanischen Küste, deren der mittelmäßigste 350 Fuß lang sey, und von deren Gebeinen die Spanier zu Balken und Hefensteken brauchen — andre von der fürchterlichen Schlacht bei Lissabon, einer Landschlacht NB., — daß ein gewöhnliches Kriegsschiff 10000 M[ann] habe — wie einer sich auf dem Meer 3 Tage und Nächte bloß mit einer bleiernen Kugel im Munde erhalten habe — von dem Seehafen Tepel im schwarzen Meer — wie gefährlich es für den Türken wäre, wenn Bonaparte sich mit dem Bassa von Scutari vereinigte — hauptsächlich aber, welches ihr Lieblingsgespräch ist, von der namenlosen Herrlichkeit der *bonne ville de Paris* und ihren Schauspielen, die den Himmel auf Erden ausmachen zc. zc. — — —

¹⁾ Vergl.: Der Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und J. von Müller 1789—1809 hrsggdn. von E. Haag. I. Bd. pag. 160.

— — — Escher, Anderwerth u. a. wollen Schaffhausen zum C. Zürich oder Thurgau werfen — ich gebe ihnen aber in einem Memoire tüchtig zu schnupfen. Sie wissen nicht, in welche verzweifelte Verlegenheiten sie die Schweiz damit stürzen würden. — —

— — — Etwa vor oder nach Tische, oder des Abends erhole ich mich bei meinen — Kupferstichen. Sie haben sich seit langem nicht vermehrt. — — —

— — — Mein Bruder schreibt mir sehr oft, und munter, aber nichts bedeutendes von Politicis, wo ich mit feinen Raisonsments selten zufrieden bin, sie scheinen mir zu oberflächlich zu gemeinpläzlich. Gingen seine Histoire de ma lecture die sehr angenehm ist setzt er in jedem Briefe fort. Die Narren haben ihn wieder katholisch machen wollen.

Kennst du eine mit Lucianischer Laune verfaßte Persiflage: Les remercimens des Citoyens Requins de la Méditerranée aux Citoyens Directeurs de la république Française und kannst du mir sie nicht verschaffen?

Hegner an Müller.

10. Dezember 1798.

— — — Mir wäre es nicht unlieb mit Winterthur von Zürich wegzukommen. Sie sind die alten Aristokraten, und haschen doch nach jedem neuen Amtgen. Sie schmälen beständig und suchen doch alles an sich zureißen. — — —

Müller an Hegner.

28. Dezember 1798.

— — — Wir haben hier seit 8 Tagen 1800 Mann, von der 14ten $\frac{1}{2}$ Brig. und dem 7 Husaren-Regt. Wir haben 2 Capitains, unsere Freunde Jaquelet und Dela Grave, die uns zwar viel kosten, aber mit dem edelsten Betragen es hinreichend bezalen. Jaquelet ist ein vortreflicher Militair, aber ohne Cultur, de la Grave ist das auch, aber dabei sehr cultivirt, strömt von Geist und Wiz, und ist gerade wie ein alter Bekannter bei uns. Wir sind beide ordentlich in ihn verliebt, obschon ich unaufhörlich mit ihm zanke. Als Politiker ist er ein geschwornener Republicaner, der das Glück hat, den Himmel seines Vaterlandes immer voll Geigen zu sehen. Als Philosoph ein ächter Voltairianer; denke dir was ich in meinen alten Tagen noch thun muß: ich habe ihnen am 25 Dec. auf ihr Ersuchen eine förmliche Predigt geschrieben über: Dieu est esprit et ceux qui l'adorent etc. freilich in einem entsezlichen Französisch! er ist dran eine Gegenpredigt zu schreiben und mich zu widerlegen. — — —

[1799].

— — — Eine Bitte. Thue doch als Freund und als Schweizer-Bürger bei dieser abermaligen Revolution dein bestes, deine Mitbürger von Winterthur für uns Schaffhauser etwas besser, fast möchte ich sagen, honetter zu stimmen, als, ich merke, sie gegenwärtig es sind. Ich bezeuge und schwöre dir, daß wir, wo wir seit dem 13. April Gelegenheit hatten (und wir suchten sie; ich selbst auch!) alles mögliche gethan haben, die Oestreicher gegen Zürich und Winterthur (gegen welche sie sehr schlimme Vorurtheile hatten;) besser zu stimmen. Ich könnte dir mehrere hiesige angesehene Bürger nennen die, in Singen bey Nauendorf, hier, in Thaugen, und in den verschiedenen Lagern mit den angesehesten Personen darüber gesprochen haben. Ich habe es bey Rinmayer persönlich, durch den Grafen von Nugent (einen Ircländer, der bei uns logirte, und mit dem ich in wahrer herzlichher Freundschaft stehe;) bey Herzog Carl und Ferdinand, bei Nauendorf und andern gethan;

und in Gesellschaft mit 5 andern Deputirten haben wir dem Erzherzog selbst Zürich, Winterthur und die ganze Schweiz empfohlen. Soll man immer im alten Noth des Hasses bleiben? Wir, ich kann dich dessen heilig versichern, haben es nicht verdient; und ich wünschte, Ihr hättet die allgemeine Freude sehen können, die hier war, als es hieß, daß Winterthur nichts gelitten habe, und heute das gleiche von Zürich. — — — Ich überlasse das deiner Klugheit und Bravheit. — — — Erinnerst du dich noch des Gespräches an deinem Tisch über das französische Revolutionssystem. Ich bin fern davon, mit allen diesen Siegen den Proceß schon für entschieden zu halten; aber ein grosser Schritt dazu ist geschehen. Die Wurzel ist faul, bitter, giftig: und darum erwarte ich, wenn auch die Constitution ferneres bestehen sollte, nichts als Unheil davon. Zudem sind die Hände unrein, die des Gewächses warten sollen. Unser Regierungs-Statthalter Tobler ich bin nicht eigentlich hartherzig, aber gutes wünschen kann ich dem nicht. Er ist ein wildes, falsches, wüstes, verstandloses Ungeheuer, und eine feige Memme dazu. O wenn ich dir einmal erzählen kann! Wenn ich dir seine falschen Schriften zeigen kann! Dergleichen Pursche waren aber den Bürgern Directoren gerade recht. Auch diese kann ich dir nun besser schildern als noch nie, besonders den Ohsen.

Willeicht, wir verlangen sehr darnach, kommen wir bald einmal zu Euch und von da nach Zürich, oder komme du zu uns, und sieh das durch die Dummheit und Unüberlegtheit der Franzosen abgebrannte Feuerthalen, dessen Einwohner — — aus Partheyhaß nicht einmal Liebesgaben von uns annehmen wollten — — —

— — — Bey uns geht alles ordentlich. Verwaltungs-Kammer (wo ich noch bin) und Kantongericht haben noch volles Zutrauen, die Bürger haben sich einhellig erklärt, mit der Regiments-Veränderung noch eine Weile, bis wirs gut finden, zuwarten zu wollen, und eine feyerliche Dank-Deputatschaft für die gute Regierung an den abgesetzten wahren Regierungs-Statthalter, und — erlaube meiner Eitelkeit dies auch zu sagen — und an mich abgeordnet. — — —

[1799.]

— — — Wir sind mit Leute allerhand Art, Commissairs, Canzelisten, Auditeurs, Stokhäuslern, Pontonisten, Spithalauffsehern zc. sehr überhäuft, und werden vom Fuhrwesen stark mitgenohmen. Ueberdas müssen täglich 450 Mann aus unserm Canton, nebst 750 aus der Nachbarschaft an einem (sehr schönen und festen) Brückenkopf, oberhalb Paradies, arbeiten. In unserm Innern ist Friede, und die „Gewalten“ alle vertragen sich aufs freundschaftlichste, nur daß sie nicht viel zu befehlen haben; ausgenommen die Verwaltungs-Kammer, wo ich auch dabey bin, die auf dem Lande besonders noch das ungeschwächte Ansehen hat. Kein Mann ist emigrirt. — — —

Hegner an Müller.

29. Mai 1799.

Lavater befindet sich laut Nachrichten, die ich vor einigen Tagen erhielt, wohl in Basel; er ist in des dortigen Reg.-Statthalters Hauß und seine Freunde haben Access zu ihm. Er darf schreiben und hoffet, bald verhört zu werden. Die Ursache seines Arrests war ein aufgefangener Brief, worin er freymüthig über unsre Lage schrieb, und sagte, daß das Geld aus Rußland noch nicht angekommen sey. Aus diesem russischen Gelde schlosse man nun weiß nicht was für eine Verrätherey. — Morgens um 2 kamen die beyden R. Statthalter Tobler und Pfeningger nebst noch 3 Mann ins Hauß, und als sie ihn nicht antrafen (er war mit Mama in

Baden) so blieb Pfenninger allein, und nahm viele Papiere mit sich, Tobler setzte sich sogleich in den Wagen, und arrettierte den armen Sünder auf eine nicht sehr delikate Art, als er noch im Bette lag. Auffsprung mußte ihm nach Basel das Geleit geben. — — —

[1799.]

— — — Deine Besorgniß wegen der Stimmung hiesiger Bürgerschaft gegen Schaffhausen ist mir eine ganz frömde, und allen meinen hiesigen Freunden, denen ich davon sagte, gleichermaßen. Keiner will das geringste unfreundschaftliches gegen Euch weder gehört noch gemerkt haben. Wenn etwa von exclusiven Patrioten, deren wir aber hier sehr wenige hatten, etwas gesprochen worden, so sey versichert das ist nicht die Stimme der Menge. — — —

Müller an Hegner.

22. Juli 1799.

Willeicht intressirt dich der Entwurf unserer Interims Regierung, die nun schon seit 8 Tagen in vollem Gang ist, nur daß das Gehorchen die Leute so schwer ankommt, und daß sie zu allem reden wollen. Es ist ein Raisonir Jahrzehend. Der Entwurf ist von mir verfaßt, aber nicht die Proklamation. Hätte ich mich nicht laut dagegen erklärt, so wäre ich auf meiner Zunft Zunftmeister worden; ungeachtet dessen hatte ich doch noch nur 1 Stimme weniger als der Erwählte; und hätte ich nicht alles mögliche gethan, so wäre ich einhellig zum Staatschreiber erwählt worden. Ich kann dir nicht alle Gründe meines Weigerns sagen, der Hauptgrund ist, daß politische Geschäfte nicht meine Neigung sind — daß, wenn ich mich nicht izt losgewunden hätte, Zeitnehmens es mir unmöglich gewesen wäre — daß ich nach einem angst- mühe- und sorgenvollen Jahr, gegen all meine Hofnung, mit großen Ehren aus dieser Laufbahn herausgekommen und nun nicht gern einen neuen Wettlauf riskiren will, und so fort. Ich bin nun ganz frey. Wenn ich mich nur nicht ennuyre! Wenn mich die Vaterhand, die mich von Jugend an geleitet hat, nur bald wieder zu einem bestimmten Werk auf ihrem Aker anstellt, und mir eben so das Gedeyen dazu gibt, wie zu meinen vorigen Arbeiten, die Gott sey Dank! größtentheils alle gesegnet waren. Auch mein Professorat fange ich erst am Herbst wieder an. — — —

— — — Hilf mir zur Geburt, mein Trauter! ich weiß soviel seltene und intressante Dinge, und habe eine so ungeheure Menge collectirt, mit den verschiedenartigsten Bemerkungen, und dabey so viel auf dem Herzen zu sagen, und Ideen auszustreuen, daß ich meine jezige Musse gern mit einer litterarischen Arbeit ausfüllen möchte. Ich lebe nur halb, wenn ich nicht componiere. Ich möchte alle 4tel oder 1/2 Jahre ein Heft von solchen Dingen herausgeben, aber das schwerste ist mir bei jedem Buch der Titel! Meine Titel gerathen alle nicht. Und dann möchte ich zwar viel von Religionsfachen reden, nicht aber, daß die Herren vom Handwerk allein mich läsen. Nu, so gib mir denn Ideen an, wie ich so etwas ausführen soll! Ich weiß zwar wohl, du bist, aus guten Gründen, kein Freund vom Büchermachen; aber du mußt mich nun nehmen wie ich bin. Die letzten Briefe finden in Deutschland viel Beifall. Sie sind durch die Salzburgerzeitung auch in Süddeutschland vortheilhaft bekannt geworden. Nur in der Schweiz habe ich noch fast von keinem Menschen ein Wort davon gehört, selbst hier nicht, als bei den Meinigen. Es ist, wahrhaftig, nicht Eitelkeit, die mich zu diesem Murren bringt, sondern weil das Buch gerade zuerst für die Schweizer geschrieben worden, und hier zu Land kein Mensch sie lieset! Nun hast du mich einmal in puris naturalibus Autoris gesehen.

Weiters muß ich dir sagen, daß diese Woche ein Theil der Russischen Magazine hier ankommen wird, und in 8—14 Tagen die Scythen selber. Ein Teufel muß den andern vertreiben! Thue man doch, wo sie hinkommen, alles um sie zu gewinnen, und lasse ja nicht das mindeste von einigem Revolutionarismus merken —

oder das Land wird hinter ihnen eine Wüste. Da wird Stadt und Land gewiß bald einig seyn! Mir ist sehr angst auf sie, obschon ich sie gern durchziehen sehe. Was am Ende aus Deutschland werden wird, will ich gerne erleben. Als Kaiser Conrad die Hungarn so ins Reich rief, brachte man sie 100 Jahre nicht mehr heraus. — — —

[1798.]

— — — Du hast recht, daß die Zürcher, unsertwegen vornehmlich, mit der Restitution des alten Wesens zaudern. Es ist doch übel, daß die Interims Regierung in ihrem Schreiben an uns, so ziemlich wieder in den alten Vororts-Ton hinein geräth, den die alte Regierung hatte. Wir haben für ihr Land und Leute, die seither mit uns vereinigt waren, wirklich viel Gutes gethan; aber es ist auch gar kein Zeichen, keine Spur von Erkenntlichkeit dafür zu merken. — — —

— — — Unsere Landleute haben, theils aus Mißtrauen gegen uns, theils weil sie noch immer auf die Rückkunft der Franzosen hoffen, zum Contingent (einige kleine Gemeinden ausgenommen) nichts geliefert. Die Stadt aber hat ihre Leute abgehen lassen. Nun ist heute ein ziemlich ernsthaftes Schreiben von Hotze angekommen, worin er sehr über die Landleute brummt, und nicht undeutlich von Entwafnung redt. Man wird es heut oder Morgen der Landschaft mittheilen. Es ist abscheulich, wie die Leute gegen alles eingenommen sind, was von den Städten kömmt, und welch einen abgeschmackten Bauernstolz sie haben. — — —

Hegner an Müller.

Zürich, den 28. Juli 1798.

— — — Es ist eine interessante und nie erhörte Geschichte, was innert $\frac{1}{2}$ Jahresfrist in der Schweiz alles bewilliget, abgedrungen, feyerlich erklärt, laut beschworen, und stillschweigend wieder zurückgenommen worden ist. — — — Daß du ganz abgetreten bist, kann ich nicht ganz billigen. Wenn dir die Stadtschreiberstelle zu mühsam gewesen wäre, hättest du ja Zunftmeister seyn können. Du wirfst dich freylich mit dem Bücherschreiben wohl zu unterhalten wissen, aber die sitzende Lebensart ist deinem Körper schädlich. Jedoch über geschehene Sachen mag ich nicht predigen, besonders da ich dich im Grunde beneide, und selbst auf Mittel und Wege denke, von meinem Schauplätzchen abzutreten. — — —

— — — Was hältst du, oder was sagt man auch von Herders Metacritik? ¹⁾ Ich hätte nicht geglaubt, daß er ein so tief sinniger Philosoph wäre, um die Kritik selbst zu kritisieren, aber er kann scheinths alles. — — —

15. August 1799.

— — — Meine Geschäfte werden erst künftige Woche wieder angehen, wahrscheinlich aber nicht mehr für lange, denn ich höre unter der Hand, daß die alte Regierung die künftige Woche wieder ihre erste Session halten werde, was sie dann deliberieren werden und dezidieren, das lasse ich dahin gestellt seyn, es wird zulezt immer was herauskommen. Wenn man sich nur nicht mehr in die alte Eidsgenossenschaft hinein idealisiren will — denn das wird nicht mehr gehen; es war vorher nicht das was man meinte, den Frieden und die Ruhe und den Wohlstand, den uns unsere Kleinheit und unsere politische Lage einzig und allein verschafte, hielten wir für ein verdienstliches Werk unsrer Verfassungen und Regierungen, und täuschten uns wie einfältige Kinder, wenn sie Haushaltungen und Gebatterschaften zc. vorstellen. — — —

12. September 1799.

— — — Der hohe Ton den die Interimistische Regierung anfänglich anstimmte, hat sich wieder ziemlich gesetzt, seitdem die Franken nicht fort wollen. Doch ist er noch zu hoch für ein Ländchen das 3 fremde Armeen be-

¹⁾ Joh. Gottfr. von Herder: Verstand und Erfahrung. Eine Metacritik zur Kritik der reinen Vernunft. Leipzig 1799. Vergl.: Der Briefwechsel zwischen J. G. Müller und Joh. von Müller, herausgegeben von E. Haug. I. Bd. pag. 181 und 214.

herrschen. Sie schreiben lezt hin unserm Regierunglein zu, Sie erwarten, daß wir uns in Zuschriften künftig wieder der alten Curialtermen bedienen. Wenn ich Meister wär so ließ ich schreiben: Wir armen Tröpfe von Winterthur an die armen Tröpfe in Zürich. — — —

Müller an Hegner.

13. September 1799.

Ich schicke dir mit vielem Dank die Briefe zurück; Basjedows habe ich nicht gelesen; seine Handschrift ist so geschmacklos, und hat für mich etwas Wiedriges. — — — Hingegen Jerusalem's Briefe ergötzten mich sehr, zum Theil sogar wegen der Handschrift, die so kernicht und geschmackvoll ist, daß ich mir (was ich, wohlverstanden, sonst nie gethan) ein ganz unbedeutendes Blatt herausgerissen habe, um bisweilen mein Auge daran weiden zu können. — — —

— — — Lavater macht mich immerfort ärgerlich mit seinen v . . . Billets in Sedecimo oder noch kleiner. Da sind immer nur halbe Nachrichten, auf die man nicht einmal gehen kann, die ganz unbestimmt und allgemein sind, und man doch wie Sibyllenblätter verehren sollte. Den neuen Propheten oder „2ten Joseph“, Wildermet, kennen wir hier als einen wahren Dummkopf; er war hier bei seinem Schwager dem General Ruby. Man sage mir nicht, daß das „Nazarenismus“ sey; solche Pursche hat der Nazarener nicht gewählt. — — —

— — — Ich bin gegenwärtig ein wahrer Heautontimorumenos, fast beständig von Kopfweh geplagt, sehr schwer arbeitend, einsam wie eine Taube, ohne Freund, ohne Lebensgenuß, beständig gequält wie meine besten Jahre so nutzenlos verschwinden (3 Sept. trat ich das 41ste Jahr an) und voll schwarzer Apprehensionen der nächsten Zukunft! Als die, anfangs sehr übertriebene, Nachricht von der Eroberung Clarus hieher kam, dachte ich in allem Ernste darauf fortzugehen, um dem Elend meines Vaterlandes nicht länger zusehen zu müssen. Lipsius¹⁾ de Constantia (lies es ja!) hat mich zwar etwas wieder zurechte gebracht — aber doch schwebte ich noch in Ungewißheit; denn nach dem Antheil, den ich an unsern Regierungssachen nehmen mußte, käme auch ich ohne anders in die Suppe, wenigstens in Untersuchung, wann die Franzosen wieder zurückkämen, und ich will ruhig bleiben, und mit Regierungssachen nichts mehr zu thun haben. Ich hätte meinen Wanderstab nach Weimar²⁾ gerichtet, wohin sich meine ganze Seele so sehnt, daß ich sehr oft, und heute die ganze Nacht, davon träume. Zu litterarischen Arbeiten hätte ich Stoff und Zeit genug; aber der Segen scheint zu fehlen, der unwiederstehliche Trieb, der volle Wind, der das Schifflein befördert; und du kannst nicht glauben, wie wenig mich mein Kopfweh arbeiten läßt. Gott walt's! Das Leben hat wenig Reiz für mich. Hätte ich nur einen Freund wie dich in meinem Kraise! — — —

16. Mai 1800.

— — — Wir haben allzu gewisse Spuren, daß eine Explosion gegen unsere jezige Regierung droht, und daß man den Jac[obinern] die Herrschaft ganz in die Hände geben will. Da helf uns Gott! Rache ist gedrohet, das weiß ich. Menschlicher Weise hängt unser Heil an Bonaparte, und ob es ihm Ernst ist, die Regierung zu beschützen. Ich wünschte wohl zu wissen, was er bei seiner Durchreise gesprochen hat. — — —

— — — Unterstatthalter sollte ich wieder werden, habe mich aber losgerissen und nach langem Kampf, bin ich auch, laut eines so eben angekommenen Dekrets, von der Verwaltungs-Kammer erlöst; im Erziehungs-rath aber werde ich bleiben. Es wird aber nicht viel zu thun geben. — — —

¹⁾ Justus Lipsius 1547—1606: Er schrieb u. a.: De constantia in malis publicis. 1575.

²⁾ Herder trat den wiederholt auftauchenden Auswanderungsgedanken Müller's entschieden entgegen.

— — — Ich habe vor 3 Wochen einen Auffatz gemacht über das Wort Franz I.: Daß die Reformation auf nichts anders ziele, als auf den Umsturz der göttlichen und menschlichen Monarchie (Mémoires de Brantome) Der Commentar ist historisch, vertheidigt des Königs Wort und documentirt das Sprichwort: Wo Gott einen Tempel baut, da baut der Teufel seine Kapelle daneben. — — —

— — — Im Aletgau wurden alle Dörfer, besonders aber die Pfarrhäuser mehr oder weniger ausgeplündert, der Wein verschüttet, vieles zerbrochen zc. Auch zu Herblingen, Thayngen, Buch zc. — — —

Hegner an Müller.

25. Mai 1800.

— — — Meine Mitbürger haben nun auch ein Memorial an die Regierung abgehen lassen und sie eingeladen heimzukommen. Sie sind ganz von dem groben Geschütz des Pfarrer Schweizers elektrifiziert; unterdessen ist ihr Memorial doch dezenter und klüger abgefaßt. — — — Meine Haupteinwendung dagegen ist: Keine neue Regierung und keine Constitution kann uns bis zum Frieden was helfen, sondern der gegenwärtige anarchische Zustand, so lange nur die Justizpflege noch geht, ist vielleicht gerade jetzt der beste für uns. Denn ohne Autorität ist alle Regierung eine Nulla, und wie will sich auch die bestgesinnte jetzt ohne Geld Autorität verschaffen? Der Druck von außen ligt zu schwer auf uns, und Geld, den nervus rerum, wird niemand geben. An dem Zehnden und Grundzins allein hat das Gouvernement bey weitem nicht genug, und die kleinste weitere Auflage verursacht ihm wieder zahllose Feinde. — — —

— — — Jede Interimsveränderung also stellt uns wieder eine Regierung hin ohne Ansehen und pflanzt in die Cantone eine Menge mißvergnügte in denen so entfernt worden. Wir sind ein armes Völklein, dem weder Bonaparte, noch der Kaiser, noch es selbst, allein helfen können — sondern nur alle 3 vereint, durch eine durch den Frieden zu erzweckende und garantierte Constitution, die wir selbst nicht mehr umstoßen können. — — —

Müller an Hegner.

[1800.]

— — — Sage mir doch, wie habt ihrs mit Euern Beyassen (den Rauchen;) assistiren sie auch bei der Wahl der Municipalität? Das Gesetz fordert es, es ist aber gerade zu unbillig. Zur Gemeindefammer haben sie natürlich nichts zu sprechen, die hiesigen Hintersassen haben eine Petition deswegen in Bern eingegeben. — — —

— — — Der selige Moser hat mir einst geschrieben, er habe seine ganze Correspondenz mit Hamann Lavatern verehrt; hast du sie nicht gefunden? Er selber, Lavater versprach mir sie einmal — wenn sie ihm in die Hände fielen. — — —

20. Januar 1801.

— — — Aber sagen muß ich, daß ich noch selten oder nie in meinem Leben so sehr beschäftigt war wie izt. Ganze Stöße von Acten und Urkunden aus den Archiven liegen seit 2 Monaten auf meinen Tischen und Sesseln herum, und wenn ich glaube, etwas abgethan zu haben, so kommt, wie gleich gestern und heute, wieder ein anderes. Ueberdem bin ich mit einer eignen Arbeit, die auf Ostern fertig seyn muß, so beschäftigt, daß ich den ganzen Winter, besonders seit meiner Reise nach Bern, kaum 3 Abende in Gesellschaft gewesen, und noch keine Viertelstunde spazieren gegangen bin. — — — Mit Ostern hoffe ich ruhigere Zeiten zu haben. — — —

— — — Die neue, so geheim gehaltene Constitution, ist tout crachée die alte, mit etwelchen kleinen Veränderungen, und einem Avoyer (Consul) mit 15000 f.k. Gehalt. Diese Sachen und alles was von den Herrschern zu Bern kommt, stinken mich an, und es ist mir leid, nur etwas davon zu hören; ich frage nie nach. — — —

— — — An gutem Gewissen und reinen Händen habe ich bei dir nie gezweifelt. Gottlob, ich weiß, wie wohl das thut. Für die Menge von Ueberarbeit, welche ich für unsre Stadt seit 1798 (neben den Amtlichen Arbeiten) gemacht, habe ich nie einen Hlr. erhalten. Ich will aber lieber, daß man mir in Obligation sey als ich andern; und ich wünsche mir gar nichts, als einmal das alles loszuwerden, und wiederum mir, und den Geschäften, die mein Herz liebt, leben zu können. — — —

Hegner an Müller.

20. Juli 1800.

— — — Den Jery¹⁾ sollst du seinerzeit auch haben, jetzt kann er noch niemand mitgetheilt werden, denn er besteht nur noch aus rohen Materialien, wie sie mir beyfielen und muß ganz anders geformt und verfeinert werden. — — —

— — — Morgen reise ich in das geliebte Seirensbaad, den Ort wo ich meine glücklichsten Jugendtage etliche Sommer nach einander zugebracht habe. Ich freue mich darauf wie ein Kind. — — —

— — — Deine Frage wegen der Hintersässen ist ja in dem Municipalitätsgesetze beantwortet, daran hielte man sich hier genau. Bey den Municipalitäts-Wahlen assistierten die Hintersässe allerdings, hingegen nicht bey den Gemeindsammer-Wahlen. — — —

Ich habe Klopstocks Ode über Carrier²⁾ nun noch einmal gelesen, und die Vision wieder absurd gefunden. Wie ein Geyer dem angeschmiedeten Prometheus die Leber aushaken könne, ist ein begreifliches Bild, aber wie ein Rabe „gullotienen“ könne, mit einer rostigen Sichel, das versteh ich nicht. Solche handgreifliche Unmöglichkeiten soll sich kein Dichter erlauben, und wenn er auch ein Prophet des alten Testaments wäre! — — —

24. Oktober 1800.

— — — Ich wohne jetzt nicht mehr im Lavaterischen Hause in Zürich, besuche ihn aber noch zu Zeiten — es ist immer gleich mit ihm, viel Schmerzen und eine Auszehrung. Ich kantonsrichtere immer fort, und habe vast so viel zu thun, wie Minos und Aeacus, auch oft ähnliche Geschäfte, und wenn ich nicht mit gleicher Gerechtigkeit richte, so geschieht es doch mit gleicher Uneigennützigkeit, denn ich kann mich rühmen, 2 Jahre lang keinen Heller Lohn bekommen zu haben. — — —

1. Januar 1801.

— — — Ich habe dir für allershand zu danken. Zuerst für dein Werkgen³⁾, womit du mir ein Geschenk gemacht. Du bist ein einziger Mann für solche geschichtliche Darstellungen und Vergleichen, und solltest ja damit fortfahren. Ich wünschte daß du noch manches aus dem Schatze deiner Kenntnisse auf diese Art heraus-höbest, Epoken, Thaten und Menschen so neben einander hinstelltest; aber dann deine simple, klare und treffende Erzählungen selbst sprechen ließest, ohne dich auf die oder diese Seite entscheidend zu wenden, denn du thust (Seite 50) der Vernunft offenbar unrecht, wenn du ihrem „Stolze“ (?) alles Unheil zuschreibst, woran der Stolz des Glaubens eben so viel Antheil hatte. — — —

19. Februar 1801.

— — — Ich bin vom Kantonsgericht weg und nun im hiesigen Distriktgericht, weil ich unter keiner andern Bedingung meine Entlassung aus dem Kantonsgericht erhalten konnte. — — — Ich gieng mit einem guten Gewissen und nicht unbedauert von Zürich weg, worauf ich mir was zu gut thue. — — —

¹⁾ Ursprünglicher Titel von „Salys Revolutionstage.“

²⁾ In der Sammlung der Oden trägt die obengenannte den Titel: „Die Vergeltung.“

³⁾ J. G. Müller: Ueber ein Wort, das Franz I. über die Folgen der Reformation gesagt haben soll. Zürich 1800.

